

ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS

2004

Preisträger 2004

**Neue Zürcher Zeitung
Auslandredaktion**

Preis für das Gesamtwerk

Daniele Muscionico

**Preis Alltag/Kleine Form:
Diva assoluta**

Bruno Vanoni

Geheimdienst-Serie

Andreas Schürer

Kosovo-Serie

Markus Schneider

Ein Volk von Invaliden

Jean-Martin Büttner

Was er als Stil betrieb, ist heute eine Marke

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|-------------|---|-------------|---|
| 1981 | Hugo Bütler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi |
| 1982 | Caroline Ratz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isliker
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottreng
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vieli
Benedikt Loderer | | |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Born | | |
| 1988 | Werner Catrina
Barbara Vonarburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |

- 1995** Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Marco Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried
Brigitte Hürlimann
Beat Kappeler
Bernhard Raos
Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar
Martin Meier
Irena Brezná
Nicole Müller
Richard Reich
Miklós Gimes (Swissairpreis)
- 2001** Martin Beglinger
Alexej Djomin
Andri Bryner
Lisbeth Herger
Rahel Stauber
Urs Rauber
Oswald Iten (Swissairpreis)
- 2002** Jürg Ramspeck (Gesamtwerk)
Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form)
Arthur Rutishauser
Patrik Landolt
Stephan Ramming
Anna Schindler
Georg Seesslen
Ursula von Arx
Peter Ackermann
- 2003** Margrit Sprecher (Gesamtwerk)
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form)
Michael Marti
Bernhard Odehnal
Comelia Kazis
René Staubli
- 2004** NZZ Auslandsredaktion (Gesamtwerk)
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form)
Bruno Vanoni
Andreas Schürer
Markus Schneider
Jean-Martin Büttner

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

wird der

Auslandredaktion
der Neuen Zürcher Zeitung

für das

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004


Die Jury:



Andreas Isenschmid




Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Laudatio

für das
der

Gesamtwerk
Auslandredaktion der Neuen Zürcher Zeitung

Der NZZ-Auslandteil, um dessen Lob es hier gehen soll, ist ein Klassiker des Zeitungsgewerbes. Er ist so klassisch, dass es für ihn auch schon eine klassische Laudatio gibt, gleichsam einen lobenden Textbaustein. Die Laudatio ist sogar so klassisch, dass sie gleich zwei Urhebern zugeschrieben wird, Konrad Adenauer und Willy Brandt, was über die NZZ doch immerhin schon so viel sagt, dass sie sich bei Linken wie Bürgerlichen eines untadeligen Rufes erfreut. Brandt oder Adenauer sollen jedenfalls auf die Bitte des BND, ihm eine Anzahl neuer Stellen zu bewilligen, mit dem Hinweis geantwortet haben, besser und billiger sei es da doch, eine gleiche Anzahl neuer NZZ-Abos zu ordern, deren Auslandsberichte sei denen der Geheimdienste in der Regel weit überlegen. *Senon è vero, è ben trovato*, und in höherem Sinn ist es überdies auch wahr.

Aber als Laudatio für ein journalistisches Gesamtwerk wäre das natürlich ein bisschen arg kurz. Ich trete daher einen Schritt zurück und beginne neu mit der Eröffnung, dass zwei der Lebensregeln, die ich zu befolgen pflege, mit der NZZ zusammenhängen. Heirate nie eine Frau, in deren Familie nicht die NZZ gehalten wurde, lautet die erste. Die zweite rät, seinen Urlaub nie an einem Ort zu verbringen, an dem man nicht die NZZ und ihren Auslandteil kaufen kann. Kürzlich hat es mich nun, immerhin zusammen mit meiner Frau, an einen Ort verschlagen, wo es die NZZ nicht gab. Meine Lage war allerdings nicht sehr dramatisch, denn ich kriegte die Herald Tribune und die Frankfurter Allgemeine, von BBC World ganz zu schweigen. In einem gewissen Sinn war meine Lage sogar hervorragend. Ich konnte mich jeden Tag an der makellos gebauten Front und am Kommentarreichtum der FAZ erfreuen, an zwei Vorzügen mithin, mit denen der NZZ-Auslandteil vielleicht etwas geizt. Auch las ich, obgleich nicht Anglist, das Englisch der Trib bisweilen fast rascher als sonst das Deutsch der NZZ. Ich schätzte die Schwerpunktbildung beider Blätter, und begann auch zu finden, dass eine Op/Ed-Seite der NZZ nicht wirklich schaden könnte.

Und doch kamen einige der schönsten Stunden dieser Ferien ganz am Schluss, als ich, schon wieder zu Hause, mich mit einem Glas Rotwein hinsetzte, um anhand von zwölf Ausgaben des NZZ-Auslandteils nachzulesen, was während meiner Ferien wirklich auf der Welt passiert war. Schon ein Titel wie «Das Zweistromland im Aufruhr» liess mein Herz hüpfen; hier denkt jemand bei Irak weniger an einen flutschigen Titel als daran, dass der Irak mit Mesopotamien, dem alten Zwischenstromland, zu tun hat. Natürlich las ich zuerst manches wieder, was ich schon in meinen beiden Urlaubs-Qualitätszeitungen gelesen hatte. Aber Welch ein Unterschied. Viktor Kocher oder Kristina Bergmann über den arabischen Raum zu lesen, ist Lichtjahre entfernt von den, wie man neuerdings sagt, «professionellen»

News-Berichten der Trib, in denen zwar alle Fakten stehen und auch alle Stellungnahmen aller erdenklichen Sources zu allen Fakten, und denen man doch anmerkt, dass ihre Verfasser meist des Arabischen nicht mächtig sind und ohnehin mit der Kultur ihres Gebietes nicht auf gleiche Weise vertraut wie die NZZ-Leute. Wenn man sodann die Indien-Berichte eines Imhasly und die China-Berichte eines Schoettli neben die entsprechenden Faktensammelsurien der Trib hält, in denen als Ausdruck geistiger Kurzatmigkeit meist jeder Satz auch gleich einen Abschnitt bildet, beginnen einem die New Yorker Leid zu tun. Wo findet man bei ihnen einen Kommentator, der Jahre in Südamerika, Bonn, Moskau und Washington verbracht hat und der sich, wenn er den Nahostkonflikt kommentiert, notfalls auch mit seinem Sohn, der an der palästinensischen Bir Zeit-Uni studiert, besprechen kann.

Es stimmt, ich habe die FAZ in meinem Produktevergleich nun auffällig wenig erwähnt. Zahlreiche kenntnisreiche Spitzenkorrespondenten haben auch die Frankfurter. Aber im Wichtigsten können auch sie den Neuen Zürchern nicht das Wasser reichen. In der Freiheit, mit der sich in den Auslandberichten der NZZ der Korrespondent mit seiner ganzen Persönlichkeit ausspricht. Es gilt, hört man, bei der NZZ als unschicklich, den Korrespondenten anzurufen und ihm mitzuteilen, aus welchem Angle und wie lange er eine Geschichte liefern solle. Es gilt überhaupt als unschicklich und illiberal, ihn anzurufen; wenn er eine Sache kraft seiner Vor-Ort-Kenntnisse wichtig findet, wird er sich schon melden. Das gibt den Berichten der NZZ eine Farbigekeit der Sichtweisen und eine Ausgeruhtheit des Geistes, die das eine Geheimnis sind, warum dieser Auslandteil weltweit so einzigartig ist. Man beginnt beim Nachlesen dann plötzlich auch zu kichern, dass man sich noch einen Tag zuvor am Strand von Dubai, um das auch noch zu sagen, von einer Zeitung geistige Scheuklappen anlegen liess, die ihre Texte wahlweise als News, Newsanalysis oder Comment etikettiert. Bei der NZZ enthält jeder Bericht auch ein gut Teil Analyse und Meinung, und das ist eigentlich vom Economist bis zum New Yorker überall so, wo sich die Lektüre lohnt. Nur auf Journalistenschulen, diesen Klippanstalten des Kästchendenkens, ist es seltsamerweise anders.

Zum Schluss will ich Ihnen auch noch das zweite Geheimnis der Einzigartigkeit der NZZ verraten. Sie berichtet nicht nur über alles, worüber die andern auch berichten, ein bisschen geistvoller. Sie enthält vor allem dauerhaft Artikel, die buchstäblich in keiner andern Zeitung der Welt stehen. Sie berichtet in jeder Nummer aus Ecken der Welt, wo die andern nie hinkommen, bevor nicht ein Hotel mit Westlern zusammenkracht. Dann gehen, ich komme auf Willy Brandt zurück, die Geheimdienste in die Zeitungs-Archive und finden, sage, über Waziristan heraus, was sie als NZZ-Leser schon längst hätten ahnen können.

Bref, an einzelnen Tagen mögen die andern genannten Blätter bisweilen dank ihrer cleveren Aufmachung quickere Navigatoren durch die Hotspots der Weltpolitik sein, am Ende jeder Woche weiss man aus der so altmodischen und glücklicherweise fast immergleichen NZZ mit Garantie mehr als aus all ihren Konkurrenten. Für den Zürcher Journalistenpreis müsste das eigentlich reichen.

Andreas Isenschmid

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

«Alltag / Kleine Form»

wird

Frau Daniele Muscionico

für ihren Artikel

Diva assoluta

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung
vom 16. Juli 2003

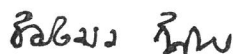
verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004

Die Jury:



Andreas Isenschmid



Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Diva assoluta

Sophia Loren hielt Hof – und liess mit sich reden

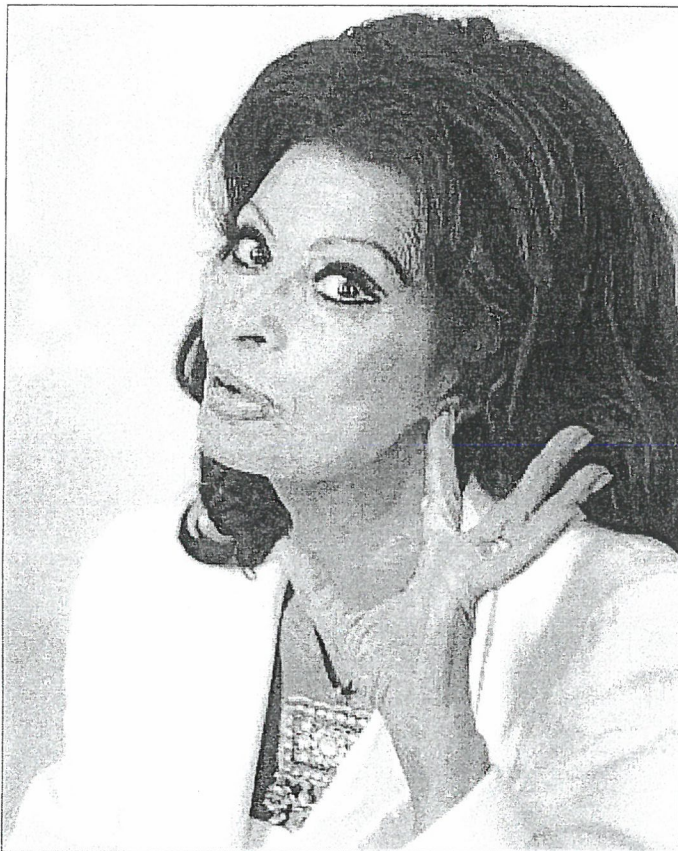
«Between Strangers» heisst der Film, der Anlass ist, dass Sophia Loren am Dienstag Zürich einen Kurzbesuch abgestattet hat. Die Schauspielerin begleitete ihren Sohn, den Regisseur Edoardo Ponti, der seinen ersten langen Kinofilm realisiert hat. Im Grand-Hotel Dolder gab es Gelegenheit, Sophia Loren und Edoardo Ponti zu treffen.

Da sitzt SIE, das Gold von Neapel, die Augen Bernstein, die Haut Zimt, das Haar Mahagoni. Atmet sie? Gewiss ist sie eben erst aus der Tapisserie an der Wand geschält und auf das Sofa gesetzt worden, ein wertvolles Origami, die Beine parallel gelegt, die Hände gefaltet, bis in den obersten Rückenwirbel gerade gerückt. Atmet sie? Wann atmet sie? Sophia Loren atmet nicht!

Sophia Loren hält den Atem an. Dann führt sie die Hand zum Mund, lässt aus einem Glas einige Tropfen Mineralwasser zwischen ihre Lippen ein und weigert sich weiterhin, zu atmen. Eine zeitlose Zeit später schliessen sich die Augenlider, der Kehlkopf macht einen zierlichen Hüpfen – und die Loren ist zum Leben erwacht. «Eight», sagt sie. Ein bewegender Moment. Ihre Stimme ist sehr klein, sie ist vielmehr ein Hauch, doch er bewegt die Gardine. Und unser Herz. Die Loren lebt!

«Eight», flüstert die Loren. Und wir verstehen. Alles. – Sophia Loren hat nichts zu Mittag gegessen. Deshalb belästigt sie ein kleiner Schluckauf. Wasser in den Mund, auf acht zählen, runterschlucken. Und der Schluckauf ist weg. «You feel better?» Die Loren kann nicht antworten, denn sie weiss nicht, ob ihre Stimme gehorcht. Die Loren schätzt es, wenn gehorcht wird. Bevor sie nicht bei Stimme ist, wird sie nicht antworten können. . . . Doch wie wird sie das wissen, ohne zu antworten? Sophia Loren weiss es. Sie weiss auch das. Die tellergrossen Augen blicken durch alle Anwesenden wie durch Glas und richten sich auf den Fotografen im Hintergrund. Sie kann die Frage nicht verstehen, die man ihr stellt, und möchte sie wiederholt haben. «Die ganze Frage?», möchte man sicherheitshalber präzisiert wissen. Die Loren ist über diese Frechheit ein bisschen empört. Dann gibt sie auf eine zweite falsche Frage die richtige Antwort, die Geschichte ihres Karrierebeginns. Ihre Mutter, Schauspielerin, die noch vor der Geburt von Sophia Scicolone spätere Loren einen Schönheitswettbewerb gewann und an der Seite von Greta Garbo in Amerika hätte spielen sollen. Doch die Grossmutter erlaubte es nicht. Sophia, die Enkelin, die später das Märchen von Aschenputtel erleben würde, das ihrer Mutter und frühen Förderin versagt geblieben war. 25 000 Lire hat die 15-Jährige an ihrem ersten Schönheitswettbewerb gewonnen in schwarzen Schuhen, die ihre Mutter weiss bemalt hatte, in einem pinkfarbenen Kleid, das aus einer alten Gardine genäht worden war. Viel Geld und «something you put on the wall». Dieses Etwas hängt noch immer an der Wand im Haus ihrer Mutter im ärmlichen Pozzuoli, Neapel, wo heute ihre Tante lebt und woher sie, Sophia, aufbrach nach Rom – «where the adventure began».

Das Abenteuer. Hollywood, das sie Mitte der fünfziger Jahre mit Carlo Ponti zu erobern hoffte? Dieses Kapitel gehört offensichtlich nicht zu den



Ein Flirt mit dem Fotografen? Sofia Loren in Zürich. (Bild Peter Fischli)

Reiseabenteuern, über die La Loren zu sprechen in der Laune ist. Die Arbeit in Italien, mit dem brüderlichen Freund Vittorio De Sica, mit Marcello Mastroianni («He was the best»), war befriedigender als in Amerika, auch weil sie bei sich zu Hause um Menschen war, die dieselben Emotionen teilten. Emotionen sind wichtig. Auch in ihrem Alter, sagt sie und macht ihre Augen noch grösser (schäkert sie mit dem Fotografen?). Sie möchte dem Publikum vor der Kamera Emotionen schenken. Und mehr, etwas, das man nicht mit Worten erklären kann (tiefes Einatmen). Ihre Arbeit? Nie hätte sie etwas anderes tun wollen. Bedauern über eine abgelehnte Rolle? «No! No!» Nie hat sie etwas bedauert, ihr Instinkt half ihr stets, die richtige Wahl zu treffen. Sophia Loren, einziger verlässlicher Stabilitätsfaktor Italiens. Eine Traumrolle, vielleicht? «Anna Karenina», ihrer Mutter und Greta Garbos wegen.

Mit dem Regisseur Jerry Ciccoritti, an der Seite von Sabrina Ferilli und Kris Kristofferson hat sie kürzlich für das kanadische Fernsehen die Miniserie «The Life of the Saints» abgedreht. Darf man sie daran erinnern? Man darf: «Yeah! Yeah! Yeah!» Ihre Stimme ist erstaunlich kräftig. Doch sie ist vertraglich gebunden, kein Wort darüber der Presse zu verraten. Wir verstehen auch das. Überhaupt kann die Loren in dieser Stunde in Zürich das am besten: «Ich kann in zwölf Sprachen Nein sagen, das genügt für eine Frau.» Hat sie bei anderer Gelegenheit gesagt. Für den Fotografen erhebt sie sich vom Sofa und stellt sich vor die Tapisserie. Ihre Augen schleudern kleine Blitze in seine Richtung. Goldbraun, Siena, Rehbraun, Zimt. Jetzt ist sie, wie sie sein möchte, Teil einer atemlos schönen Inszenierung. Aus der Früchteschale greift sie sich eine Traube. «I had no lunch!», bittet sie um Verständnis. Wir sind sehr erleichtert: Die Loren isst, die Loren ist.

Daniele Musconico

Laudatio

für den Artikel
von
erschienenen

Diva assoluta
Daniele Muscionico
in der Neuen Zürcher Zeitung vom 16. Juli 2003

Immer wieder versetzen Daniele Muscionicos journalistische Kunststücke in der NZZ aus der Welt der Kultur und auch des Sports mich und wohl viele andere LeserInnen in Verzücken. «Diva assoluta», der Titel ihres jetzt preisgekrönten Textes über eine Begegnung mit Sophia Loren, könnte auch der Autorin selber zgedacht werden!

Sie ist zum einen eine sehr genaue und feine Beobachterin. Wir erfahren die gold- und rehbraunen, siena- und zimtfarbenen Nuancen von Lorens Haut. Muscionico brilliert auch als Sprachartistin. Verschwenderisch geigt sie mit und auf den Wörtern herum. Ihre Texte folgen einem musikalischen Rhythmus: «Ein bewegender Moment. Ihre Stimme ist sehr klein, sie ist vielmehr ein Hauch, doch er bewegt die Gardine. Und unser Herz.»

Die mit Schluckauf geschlagene Loren lässt Daniele Muscionico zum Glück genug Zeit, sowohl über das Innenleben ihres Objektes als auch über Äusserlichkeiten wie Tapisserien, Kehlköpfe und Kleider zu fabulieren. Und immer wieder öffnet die Imagination der Autorin wahrhaft poetische Räume. Ambivalenz, sprachliche Doppelbödigkeiten und Ironie sind weitere Markenzeichen Muscionicos, so dass wir uns hier staunend fragen: Wieviel hat die Loren jetzt wirklich geredet? Und: Wie liebevoll sind die Gefühle der Journalistin dem Star gegenüber?

Für das grosse Lesevergnügen, für diese nicht alltäglichen Sätze, deren Eleganz und Schönheit uns gefangen nehmen, zeichnet die Jury Daniele Muscionico mit dem sogenannten Alltagspreis aus. Wer demnächst Frau Muscionico in einem Theater entdeckt, im Dunkeln ins Notizheft schreibend, wird sich fragen, was ihr wohl jetzt gerade wieder einfällt – und darf sich freuen.

Barbara Bürer

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

wird

Herrn Bruno Vanoni

für seine Artikel der

Geheimdienst-Serie

erschienen im Tages-Anzeiger vom 4. und 25. Oktober 2003

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004

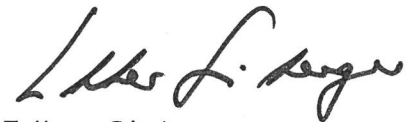
Die Jury:



Andreas Isenschmid



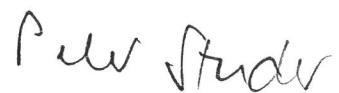
Barbara Bürer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Geheimdienst-Intrige im Bundesrat

Bundespräsident Couchepin und Bundesrätin Metzler nahmen ihre Kollegin Calmy-Rey in die Zange – gestützt auf Anwürfe des türkischen Geheimdienstes.

Von **Bruno Vanoni, Bern**

Der Vorfall liegt drei Wochen zurück und hätte nie publik werden sollen: Nachdem die Türkei den geplanten Besuch von Ausministerin Micheline Calmy-Rey abge-

sagt hatte, wurde sie vom türkischen Geheimdienst im Bundesamt für Polizei (BAP) angeschwärzt: Sie habe in Lausanne einen Vertreter einer staatsfeindlichen Kurdenorganisation getroffen. Der BAP-Dienst für Analyse und Prävention gab die Information ungenügend überprüft an Bundesrätin Ruth Metzler weiter. Diese wiederum gelangte damit an Bundespräsident Pascal Couchepin, den erklärten Rivalen von Calmy-Rey in der Regierung.

Bekannt war bisher nur, was danach folgte: Auf Einladung Couchepins kam der Bundesrat am 3. Oktober zu einer Sondersitzung zusammen. Wie der «Tages-An-

zeiger» bereits damals herausgefunden hatte, wurde Calmy-Rey über die Gründe der Einladung im Ungewissen gelassen. Offiziell wurde nach der Sondersitzung nur mitgeteilt, der Bundesrat wünsche eine rasche Überwindung der «Probleme» mit der Türkei. Deren Affront gegenüber Calmy-Rey kommentierte er nicht.

Nun haben unsere Recherchen ergeben, dass die Ausministerin die türkischen Anwürfe überzeugend parieren konnte. Worauf der Bundesrat eisernes Stillschweigen über die Peinlichkeit beschloss, dass Couchepin und Metzler die fremden Geheimdienstinformationen nicht im di-

rekten Gespräch mit der Kollegin zu klären versucht hatten. Aus den betroffenen Departementen, der Bundeskanzlei und dem BAP waren gestern keinerlei Stellungnahmen zum Vorfall erhältlich.

Für Eingeweihte ist er ein Hinweis mehr auf den desolaten Zustand des derzeit viel gerühmten Kollegialsystems. Im Bundeshaus wird zudem besorgt gefragt, ob der türkische Geheimdienst seine Informationen durch Beschattungen und Aushorchaktivitäten in der Schweiz beschafft habe. Wenn ja, wäre das verbotener politischer Nachrichtendienst – eventuell gar von höchsten Bundesstellen geduldet. Seite 7

Mit fremdem Geheimdienst gegen Kollegin

So stellt es um die viel gepriesene Kollegialregierung: Gestützt auf türkische Geheimdienstangaben, gingen Ruth Metzler und Pascal Couchepin gegen Micheline Calmy-Rey vor.

Von **Bruno Vanoni, Bern**

Wer herausfinden will, was Nachrichtendienste wirklich taugen, stösst zuweilen auf ungläubliche Informationen. Im vorliegenden Fall legen sie ein peinliches Fazit nahe: In der Schweiz sind die geheimen Informationsbeschaffer zumindest in der Lage, Material für Intrigen zu liefern und Zwietracht im Bundesrat zu schüren.

Nach dem «Affront» der Argwohn

Offiziell will diesen Befund im Bundeshaus zwar niemand bestätigen. Und auch zum aufgedeckten Sachverhalt war Kon-

kretes höchstens bruchstückhaft und nur unter der Hand zu erfahren. Aber der Vorgang, den der «Tages-Anzeiger» nun rekonstruiert hat und der durch verschiedene Quellen bestätigt ist, spricht für sich.

Es war in den ersten Oktobertagen, als Schweizer Politiker und Diplomaten einen «Affront» beklagten: Die Türkei hatte, mit Zustimmung von Regierungschef Tayyip Erdoğan, den für die erste Oktoberhälfte geplanten Besuch von Ausministerin Micheline Calmy-Rey (unter den gegebenen Umständen) abgesagt. Begründet wurde dies mit dem vorausgegangenen Entscheid des Waadtländer Kantonsparlamentes, die staatlich betriebene Verfolgung der Armenier von 1915 auf dem Gebiet der heutigen Türkei als Völkermord anzuerkennen.

Im Bundeshaus kursierten nach dem «Affront» freilich auch Zweifel an der offiziellen Begründung, wie sie übereinstim-

mend aus dem türkischen wie auch aus dem schweizerischen Ausministerium (EDA) zu hören war. Selbst Bundesräte fragten sich, ob ein missliebiges Postulat eines kantonalen Parlaments allein einen solchen Eklat auszulösen vermochte. Oder ob das EDA vielleicht nicht die ganze Wahrheit sage und die Ausladung mit der Schweizer Ausministerin persönlich zu tun haben könnte. Zumal sie – wie zuvor die mittlerweile ermordete schweizerische Ausministerin Anna Lindh – auch das Kurdengebiet zu besuchen gewünscht hätte.

Bei diesem Argwohn kam ein Hinweis des türkischen Geheimdienstes an den Dienst für Analyse und Prävention (DAP) im Bundesamt für Polizei (BAP) offensichtlich gerade recht: Die Schweizer Ausministerin, so der türkische Vorwurf, pflege unbemüht Kontakte mit so genannten Staatsfeinden der Türkei und habe in Lausanne mit einem Vertreter einer Kurdenorganisation gesprochen.

Warum weiss der türkische Geheimdienst über Schweizer Apéros Bescheid?

der Einladung erkundigte, wurde dem Vernehmen nach beschieden, sie solle einfach einmal an die Sitzung kommen.

Der Öffentlichkeit wurde nach der Sitzung mitgeteilt, der Bundespräsident habe es nach dem Eklat mit der Türkei und der Strompanne in Italien für nötig befunden, die Landesregierung kurzfristig zusammenzurufen. Zumal in jener und der nachfolgenden Woche wegen Session und Herbstferien keine ordentliche Sitzung geplant gewesen sei (TA vom 4. Oktober). Doch damit wurden, wie sich jetzt bestätigt, bloss andere Motive verschleiert.

Bundespräsident Couchepin sah dem Vernehmen nach nämlich die Gelegenheit gekommen, um seine Rivalin Calmy-Rey mit Metzlers Geheimdienst-Hilfe in die Zange zu nehmen. Und ihr vor dem versammelten Bundesrat einen schweren Fehltritt nachweisen zu können. Doch Calmy-Rey bekam von den Hintergründen der Sondersitzung doch noch rechtzeitig Wind. Noch am Vortag stellte sie Ruth Metzler zur Rede, die zuvor bei einem persönlichen Zusammentreffen im Rahmen des Sicherheitsausschusses kein Wort über die Angelegenheit verloren haben soll.

Die Anwürfe überzeugend pariert

Anderntags ging die Ausministerin wohl vorbereitet an die Bundesratssitzung, wo sie die Geheimdienst-Anwürfe offensichtlich überzeugend parieren konnte: Ein Kurde hatte bei einem Apéro an der Jahrestagung der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit

(Deza) in Lausanne das Gespräch mit der dort anwesenden Ausministerin gesucht. Und diese hätte nach ein paar höflichen Worten dem unbekanntem Mann das bei solchen Zufallsbegegnungen Übliche gesagt: Er solle sein Anliegen schriftlich ihrem Departement unterbreiten.

Eisernes Stillschweigen vereinbart

Nach dieser Erklärung war dem Bundesrat die Sache offensichtlich derart peinlich, dass er eisernes Stillschweigen beschloss. Vom «Tages-Anzeiger» mit den Ergebnissen seiner Recherchen konfrontiert, lehnten die Informationsdienste der drei involvierten Departemente jegliche Stellungnahme ab. Regierungssprecher Achille Casanova beschied, er sage grundsätzlich nichts über Interna und Modalitäten von Bundesratssitzungen. Der DAP beantwortete nicht einmal die konkrete Frage, weshalb der türkische Ge-

heimdienst über ein zufälliges Treffen einer Bundesrätin mit einem Kurden auf schweizerischem Territorium Bescheid wisse.

Den Frühwarner umgangen

Der DAP, geleitet vom früheren Bundespolizei-Chef Urs von Däniken, gab diese Information aus einer zumindest einseitigen Quelle nicht auf dem Dienstweg an den Nachrichtenkoordinator weiter. Dieser hat als Frühwarner die nachrichtendienstlichen Informationen für die Landesregierung aufzubereiten und ist dem bundesrätlichen Sicherheitsausschuss unterstellt, der dieses Jahr von Calmy-Rey geleitet wird. Nein, der DAP gelangte mit dem türkischen Geheimdienst-Anwurf an die eigene Departementsvorsteherin, Bundesrätin Ruth Metzler.

Die Vorsteherin des Justiz- und Polizeidepartementes (EJPD) wiederum ging mit der heiklen Information nicht zur direkten Klärung ins Büro der angeschwärzten Bundesratskollegin, die am andern Ende des gleichen Korridors im Bundeshaus West residiert. Sie schaltete vielmehr Bundespräsident Pascal Couchepin ein, der prompt eine ausserordentliche Bundesratssitzung einberief. Calmy-Rey, die sich über ihren Stab nach dem Grund



Ruth Metzler und Pascal Couchepin hatten Anwürfe des türkischen Geheimdienstes im Köcher, als sie ihre Kollegin Micheline Calmy-Rey Anfang Oktober zu einer Sondersitzung zitierten.

BILDER: MARGUS GYCEK/REUTERS/BEAT/CH/DE/VEVES

Im Clinch mit der Türkei macht Couchepin Druck auf Calmy-Rey

Bundespräsident Couchepin liess die Landesregierung zu einer Sondersitzung zusammenrufen – aus Misstrauen gegen Aussenministerin Calmy-Rey.

Von **Bruno Vanoni, Bern**

Offiziell würde die ungeplante Sitzung des Bundesrates gestern Freitag damit begründet, dass diese und nächste Woche keine Zusammenkunft der Landesregierung vorgesehen war. Doch nach der Strompanne in Italien und den Problemen mit der Türkei habe der Bundespräsident eine Sitzung der Kollegialregierung sinnvoll gefunden.

Die Strompanne dürfte jedoch eher ein Vorwand gewesen sein, da das Energiedepartement bereits am Vortag eine unabhängige Untersuchung angeordnet hatte. Im Wesentlichen ging es Pascal Couchepin um Fragen und Vorwürfe, die er nach der türkischen Ausladung von Aussenministerin Calmy-Rey aufs Tapet bringen wollte. Diese habe einen detaillierten Bericht vorgelegt, teilte nach der Sitzung die Bundes-



«Wolltest du noch irgendetwas Nettes auf Türkisch sagen?»

kanzlei wortkarg mit. Die Aussenministerin habe «betont, gemäss einer Erklärung ihres türkischen Kollegen sei die Reise

nicht annulliert, sondern lediglich verschoben worden». Laut Bundeskanzlei hat der Bundesrat «davon Kenntnis genommen», ohne den viel kritisierten Affront zu kommentieren. Dies sei, versicherte Regierungssprecher Achille Casanova, «keine Distanzierung» von Calmy-Rey. Sie hatte den türkischen Entscheid bedauert und als unverhältnismässig kritisiert.

Gemäss Informationen des «Tages-Anzeigers» dürften Zweifel an Calmy-Reys Reaktion und an ihrer Haltung zur Kurdenfrage ein Motiv für Couchepins Aufgebot gewesen sein. Tatsache ist jedenfalls, dass er als Wirtschaftsminister bessere Beziehungen zur Türkei gesucht hatte und dabei Sensibilität gegenüber der armenischen Minderheit vermissen liess.

Der Gesamtbundesrat hat sich bisher geweigert, den Massenmord an den Armeniern von 1915 als Völkermord zu bezeichnen. Laut Bundeskanzlei hat er darüber am Freitag nicht neu diskutiert. Er liess vielmehr seinen Wunsch verkünden, die derzeitigen Probleme rasch zu überwinden. Gute Beziehungen zur Türkei seien ihm wichtig, weil die Schweiz «auch auf wirtschaftlicher Ebene engen Kontakt pflegen möchte». *Berichte Seite 9, 20*

Präsident Couchepin zitiert Calmy-Rey herbei

Die türkische Ausladung der Schweizer Aussenministerin hat den Bundespräsidenten zum Handeln veranlasst: Er hat eine Sitzung einberufen, um Calmy-Rey in die Zange zu nehmen.

Von **Bruno Vanoni, Bern**

Dem aussergewöhnlichen Vorgang im Bundeshaus war eine aufregende Entwicklung vorausgegangen: Erst wurde der Schweizer Botschafter im türkischen Aussenministerium darüber informiert, dass nach der Anerkennung des Völkermords an den Armeniern durch das Waadtänder Kantonsparlament vorderhand nicht mehr an den geplanten Besuch Calmy-Reys zu denken sei. Daraufhin wurde der türkische Botschafter in Bern ins Schweizer Aussenministerium (EDA) zitiert, wo Bundesrätin Calmy-Rey von einer «übertriebenen Reaktion» sprach. In der Folge sagte die

Aussenpolitische Kommission ihre für November geplante Türkeireise ab, und ihr Präsident sprach von einem «Völkermord zumindest im landläufigen Sinne». In den türkischen Medien versuchte Aussenminister Abdullah Gül, die Absage von Calmy-Reys Visite von nächster Woche als blosse «Verschiebung» darzustellen. Nach dieser Vorgeschichte war man im Bundeshaus sehr überrascht über die Nachricht, dass Bundespräsident Pascal Couchepin das Regierungskollegium am Freitagmorgen zu einer ungeplanten Sitzung zitiert hatte. Mit der Einladung dazu hatte er am Vortag schon die anderen Departemente verblüfft: Dem Vernehmen nach fragten sich viele, worum es dabei gehe. Denn zur zuerst traktandierten Strompanne in Italien hatte das Energiedepartement bereits eine unabhängige Untersuchung der Schweizer Verwicklung angekündigt. Und zum zweiten Sitzungsthema schien alles gesagt.

Auf Rückfragen hin wurde der Schleier über Couchepins Absichten nur gegenüber einzelnen Bundesräten gelüftet. An-

dere Mitglieder der Landesregierung mussten sich auf die Sitzung verträsten lassen, über deren Verlauf strengstes Stillschweigen vereinbart wurde. Bereits im Voraus aber war durchgesickert, dass der Bundespräsident seine Rivalin im Aussenministerium auch wegen der Kurdenfrage in die Zange nehmen wollte.

Argwöhnisch wegen Kurdenkontakt

Die Völkermörderklärung des Waadtänder Kantonsparlaments, so der Verdacht, sei nur ein Vorwand für den türkischen Entscheid gewesen. Tatsächlich aber hätten sich die türkischen Behörden an Calmy-Reys Position in der Kurdenfrage gestört. Sie hatte einen Besuch in den Kurdengebieten gewünscht, wo auch ihre Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) Hilfsprojekte betreut. Sowohl vor Ort wie auch im EDA wird allerdings versichert, dass dieser Reisewunsch kein Problem gewesen sein könne. Die türkischen Behörden hätten bereits der schwedischen Aussenministerin Anna

Lindh einen Besuch in den Kurdengebieten erlaubt. Erst kürzlich durfte dort der frühere deutsche Verteidigungsminister und heutige Oppositionspolitiker Volker Rühle kurdische Bürgermeister treffen.

Grössere Fragen als das Besuchsprogramm warf dem Vernehmen nach denn auch ein Kontakt der Aussenministerin mit Kurden in der Schweiz auf. Couchepins Argwohn gründete auf Informationen, wonach Micheline Calmy-Rey kürzlich an einer Deza-Tagung mit Kurdenvertretern zusammengetroffen sei. Tatsächlich sollen an jener Tagung die fraglichen Kurden bloss bei einem Apéro an die Aussenministerin herangetreten sein und sie in ein Gespräch verwickelt haben.

Auch zu diesem Treffen wollte das EDA gestern keinerlei Stellungnahme abgeben. Auch von Bundespräsident Pascal Couchepin war kein klärendes Wort zu hören. Weder zur türkischen Absage der Calmy-Rey-Reise noch zur Völkermörderklärung aus Lausanne wollte er etwas sagen. Bei seiner eigenen Türkeireise, die er im März 2002 als Wirtschaftsminister un-

ternommen hatte, war er freilich zu einer Stellungnahme herausgefordert worden. Der Vorwurf des Völkermords richte sich nicht gegen die Türkei, sondern gegen das Osmanische Reich, soll Couchepin damals seinen türkischen Amtskollegen beruhigt haben: «Doch meines Wissens existiert das Osmanische Reich nicht mehr.»

Unsensibel in der Armenierfrage

In seiner jovialen Art mokierte er sich gleich noch weiter über das nationalrätliche Postulat, das die Anerkennung des Völkermordes an den Armeniern durch den Nationalrat fordert und das von einer Mehrheit der Ratsmitglieder deponiert worden war. Es komme vor, tröstete Couchepin damals die türkischen Gesprächspartner, dass Parlamentarier solche Vorstösse unterzeichneten, ohne deren Inhalt zu kennen. Nach dieser Anbiederung liegt der Verdacht auf der Hand, dass Pascal Couchepin keine Freude hatte an der bestimmten Reaktion Calmy-Reys auf ihre Ausladung durch die Türkei.

Laudatio

für die
von
erschienen

Geheimdienst-Serie
Bruno Vanoni
im Tages-Anzeiger vom 4. und 25. Oktober 2003

«Geheimdienst-Intrige im Bundesrat» stand als Titel über dem Frontanriss des Tages-Anzeigers vom 25. Oktober 2003. Der Bericht informierte über die Folgen eines geplanten Türkei-Besuchs von Aussenministerin Calmy-Rey, der mit der Begründung abgesagt worden war, das Waadtländer Kantonsparlament habe die Armenier-Verfolgung von 1915 auf dem Gebiet der heutigen Türkei als Völkermord anerkannt. Die damalige Justizministerin Ruth Metzler und Bundespräsident Pascal Couchepin glaubten aber eher der Begründung des türkischen Geheimdienstes, wonach die Aussenministerin unbotmässige Kontakte mit Staatsfeinden pflege, und beriefen eine ausserordentliche Bundesratssitzung ein. Die Vorwürfe erwiesen sich als haltlos.

Die Zusammenhänge und ihre Folgen mit all ihren Facetten wurden von Bruno Vanoni, Bundeshausredaktor beim «Tages-Anzeiger», unter die Lupe genommen. Wenn Bruno Vanoni recherchiert, dann schaut man hin und nimmt den Inhalt ernst – auch die Bundesverwaltung. Wenn Bruno Vanoni schreibt, ein Sachverhalt sei durch verschiedene Quellen bestätigt, dann ist das nicht eine Erfindung, um die Sache interessanter und brisanter zu machen, sondern haben tatsächlich verschiedene Quellen das ausgesagt, worüber Bruno Vanoni dann auch berichtet. Und wenn Bruno Vanoni den Begriff, «dem Vernehmen nach» verwendet, dann ist das meistens eine Untertreibung. Er hat die Informationen nicht nur aus erster Hand, sondern mindestens aus zwei Händen zweier verschiedener Leute. Bruno Vanoni bauscht auch nicht jede exklusive Information zu einem grossen Beitrag auf. Dafür bleiben die Frontgeschichten höchst selten Eintagsfliegen. Wir gratulieren dem Bundeshaus-Journalisten, der in Bern – wen wunderts – als «Fussnoten-Vanoni» bekannt ist.

Esther Girsberger

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

wird

Herrn Andreas Schürer

für seine Artikel der

Kosovo-Serie

erschienen in der Zürichsee-Zeitung vom 25. Juli und 16. August 2003

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004

Die Jury:



Andreas Isenschmid



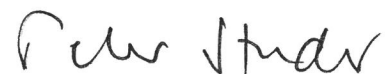
Barbara Bürer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Der Kosovo bleibt ein Pulverfass

Mitrovica: Die meisten Kosovaren sind arm und arbeitslos – auch die aus Stäfa zurückgekehrte Familie Shabani

Der «Fall Shabani» sorgte im Mai 2002 schweizweit für Aufsehen. Die Familie verliess damals Stäfa in Richtung Kosovo, weil die Kinder bedroht worden waren. Ein Besuch in Mitrovica zeigt: Wie die meisten Kosovaren kämpfen Shabanis mit Armut und Arbeitslosigkeit und fordern einen unabhängigen Kosovo.

Im Kosovo lebt das jüngste Volk Europas, und auch das abhängigste. Über 50 Prozent der Kosovaren sind unter 25 Jahre alt – die meisten von ihnen haben keine Perspektive. Die Arbeitslosigkeit beträgt je nach Region zwischen 60 und 90 Prozent. Die wichtigste Einnahmequelle ist Geld von Verwandten und Freunden, die im Ausland leben. Allein aus der Schweiz schicken Kosovaren monatlich rund 25 Millionen Franken in die Heimat. Der Weg aus dieser Misere ist für Behram Shabani klar: «Der Kosovo muss endlich unabhängig werden.» Heute ist der Kosovo völkerrechtlich eine Provinz des unstablen Gebildes Serbien-Montenegro.

UNO im Dilemma

Mit seiner Meinung ist Shabani nicht allein. Immer lauter ertönt die Forderung nach einem eigenen Staat: Die Kosovaren sind ungeduldig geworden. Die UNO-Behörde Unmik (United Nations Mission in



Der Wiederaufbau des Kosovo ist weit vorangeschritten, das Schulwesen funktioniert. Doch die Jungen Kosovaren wie diese in Bubavec haben derzeit keine Perspektiven – die Arbeitslosigkeit beträgt zwischen 60 bis 90 Prozent. Andreas Schürer

Kosovo), die das Land seit dem Kriegsende im Sommer 1999 verwaltet, vertröstet auf unbestimmte Zeit.

Den Status des Kosovo zu regeln, so die Befürchtung, gefährde die Stabilität des Balkans. Klar ist aber auch:

Den Status nicht zu regeln heisst, mit einem Pulverfass zu leben. (asü)

● Reportage: Seite 22 und 23

Ungeniessbare Freiheit im Kosovo

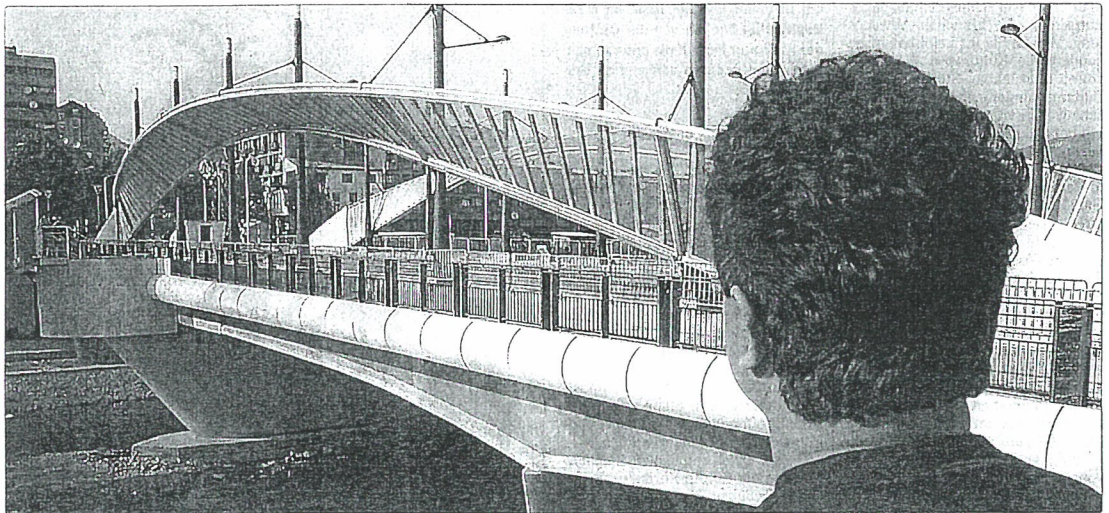
Mitrovica/Bern: Leben im Kosovo nach dem Krieg – zu Besuch bei der von Stäfa ausgereisten Familie Shabani

In Stäfa wurden sie beschimpft, belästigt und bedroht. Deshalb verliess die Familie Shabani trotz vorläufigem Bleiberecht im Mai 2002 die Schweiz in Richtung Kosovo. Wie viele andere in diesem vom Krieg gezeichneten UNO-Protectorat versuchen sie bislang vergebens, eine eigenständige Existenz aufzubauen. Die «ZSZ» hat die Familie in Mitrovica besucht.

ANDREAS SCHÜRER

Gemütlich ist es an diesem sommerlichen Samstagmittag auf der Veranda der Familie Shabani. «Fast wie in der Schweiz», sagt Vater Behram Shabani und zeigt auf das aufblasbare Kinderbassin im Garten. Der Vergleich ist ihm ernst: In einem Blumentopf steckt ein papiernes Schweizer Fähnchen. Als wäre 1. August. «Für die Kinder», sagt Shabani. «Die Älteste träumte in den ersten Wochen von dem Mann, der sie in Stäfa auf der Strasse bedroht hat. Sie sollen spüren, dass wir der Schweiz auch dankbar sein können, dass wir auch viele Sympathien erfahren haben.»

Der Jüngste, Robert, 2, schläft gerade. Albert, 7, Roberta, 9, und Alberta, 11, sind in der Schule. Zwei Wochen lang haben im Kosovo die Lehrer wegen eines kärglichen Monatslohns von umgerechnet rund 200 bis 260 Franken gestreikt. Jetzt muss am Samstagmittag nachgeholt werden. Vater Shabani hat Verständnis für den Streik: «260 Franken reichen nirgends hin.» Wasser zum Beispiel



Die Brücke von Mitrovica: Sie trennt den serbischen vom albanischen Stadtteil. Vor dem Krieg war er oft auf der anderen Seite, heute kann Behram Shabani nur noch hinüberschauen. Andreas Schürer

kostet in seiner Stadt Mitrovica etwa 20 Franken monatlich, Strom 76. Für die Miete zahlen Shabanis 400 Franken im Monat.

Alltag in Abhängigkeit

Die wenigsten leben im Kosovo aus eigener Kraft. Die wichtigste Einnahmequelle der Menschen sind die zirka 840 Millionen Franken, die im Ausland lebende Kosovaren jährlich in die Heimat schicken. Allein aus der Schweiz zahlen die Geflüchteten monatlich rund 25 Millionen Franken an ihre Familien und Freunde im Kosovo. Shabanis erhielten von der Gemeinde Stäfa, dem Roten Kreuz und privaten Spendern insgesamt rund 17 000 Franken Startgeld zur Verfügung. Eine Privatperson zahlt ihnen überdies die Miete, Monat für Monat.

Jetzt geht es ihnen wie vielen im Kosovo: Ihr im Krieg zerstörtes Haus ist zwar wieder aufgebaut, liebevoll eingerichtet, doch der Alltag ist eine Tortur. Sie sind und bleiben abhängig. «Alle suchen Arbeit», sagt Shabani. «Die wenigsten finden eine.» 60 bis 90 Prozent beträgt im Kosovo die Arbeitslosigkeit, je nach Region. Die meisten drängen darauf, dass der Kosovo, heute völkerrechtlich immer noch eine Provinz des instabilen Gebildes Serbien-Montenegro, unabhängig wird. «Dann wird wieder investiert in den Kosovo», hört man allerorten. Shabani blockt ab. «Keine Politik.» Sie interessieren ihn nicht mehr. «Ich will schauen, dass wir überleben.»

Sympathie und Hass erfahren

In den Kosovo zurück kehrte die Familie Shabani im Mai 2002. Sie

folgte damit den rund 42 000 Kosovo-Albanern, die im Rahmen des Rückkehrprogramms zwischen 1999 und 2001 die Schweiz in Richtung Kosovo verlassen hatten.

Shabanis, 1993 in die Schweiz geflüchtet, wollten eigentlich bleiben. Drei der vier Kinder sind hier geboren. Die Eltern haben sich gut integriert. Alle sprechen Schweizerdeutsch. Viele Stäferinnen und Stäfer unterstützen darum die Familie, als sie im Frühjahr 2002 den Ausreisefehl erhielt. Mit Erfolg: Das Bundesamt für Flüchtlinge erteilte Shabanis das vorläufige Bleiberecht. Für den Vater hatte die ihm beistehende Gruppe gar eine Arbeitsstelle gefunden.

Doch nicht alle zeigten Verständnis für die Aufnahme der kosovarischen Familie.

Über Wochen äusserste sie sich die Ablehnung in Leserbriefen. Motto: Ausländern bereitet man ein goldenes Bett, für die Schweizer macht man nichts.

Schlimmer noch wog, dass die älteren Kinder erzählten, sie seien auf dem Schulweg bedroht worden. Auch zu Hause an der Rohrhaldestrasse belästigten Unbekannte die sechsköpfige Familie, etwa mit Glockenspielen mitten in der Nacht, mit irritierenden Telefonanrufen. Das von einem Bruder ausgeliehene Auto wurde verkratzt. In der Furcht um die Sicherheit der Kinder verliessen Shabanis die Schweiz fluchtartig. Stäfas Gemeindepräsident Karl

Rahm sprach damals von Selbstjustiz.

Glück bei der Wohnungssuche

«Die ersten Wochen im Kosovo waren schlimm», erzählt Mutter Shukrije Shabani auf der Veranda in ihrem gemieteten Haus. Die Familie lebte während der ersten Wochen in einem heruntergekommenen Haus eines Verwandten in Mitrovica, einer rund 80 000 Einwohner zählenden Stadt im Norden des Kosovo. Danach hatten Shabanis Glück: Sie konnten von einem Kosovo-Albaner, der in Deutschland lebt, das Haus mieten. Allerdings hatten es die Serben, wie tausende andere Häuser auch, im Krieg stark zerstört. «Alles war verbrannt, der Boden voller Humus», schildert Behram Shabani.

Zwei Lastwagen voll mit verbranntem Holz liess er wegtransportieren.

Weil der Schock für die Kinder in der Bruchbude des Verwandten gross war, drängte die Zeit. Innert zweier Wochen baute der gelernte Schreiner Shabani das Haus wieder auf, richtete eine Dusche und eine Küche ein und installierte die aus der Schweiz mitgenommenen Möbel. «Während dieser Zeit habe ich kein Auge zugetan», erinnert er sich.

Erdrückende Ungewissheit

Jetzt sitzt er auf der Veranda und kann nichts tun. «Es geht nicht gut», sagt Shukrije Shabani. Diesen Früh-

ling drückte das Nichtstun ihren Mann so zu Boden, dass er eine Woche lang wie gelähmt im Bett lag. Die Diagnose der Ärzte: psychosomatische Beschwerden. Arbeitslosigkeit und neuerdings eine zusätzliche Ungewissheit machen zu schaffen: Der Besitzer des Hauses will es verkaufen, für rund 80 000 Franken. «Unser Glück ist, dass das niemand bezahlen kann», sagt Behram Shabani.

Inzwischen sind die Kinder aus der Schule zurückgekommen. «Ihnen geht es gut», erzählt die Mutter. Aus der Nachbarschaft haben sie Freundinnen und Freunde gefunden. In der Schule, die von der Arabischen Liga wieder aufgebaut worden ist, gehören sie bereits zu den Klassenbesten. Die Integration wird erleichtert, weil es viele andere Rückkehrer gibt. Sie sind mit ihren Problemen nicht alleine. Wenn die elfjährige Alberta in ein paar Jahren die Schule beendet, wird sich die wirtschaftliche Situation im Kosovo verbessert haben. Hofft Shabani.

«Grosses Auswanderungspotenzial»

Die Kinder, sie sind die Hoffnung des Kosovo, aber auch die Herausforderung. Über 50 Prozent der rund zwei Millionen Einwohner sind unter 25 Jahre alt. «Das ist ein grosses Potenzial, allerdings auch ein Auswanderungspotenzial», sagt Ulrich Stürzinger, Programmbeauftragter für den Kosovo der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), in seinem Büro in Bern. Für ihn ist klar: «Für die nähere Zukunft des Kosovo wird entscheidend sein, dass die Schulabgänger eine Perspektive haben.»

Fortsetzung auf Seite 23

Kosovo in Kürze

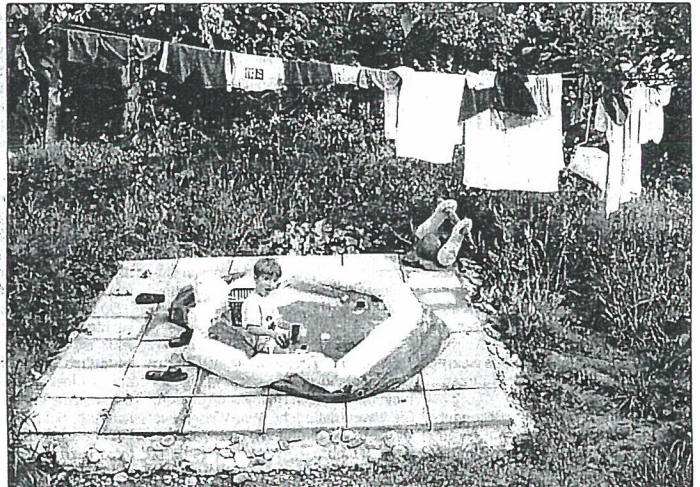
Pristina: Der Kosovo ist mit einer Fläche von etwa 10 800 Quadratkilometern rund 4-mal kleiner als die Schweiz. Die Bevölkerungszahl beträgt zirka 2 Millionen. Das Land ist geprägt von Hügeln und Bergen, die zusammen rund 70 Prozent der Fläche ausmachen. Obwohl der Kosovo über bedeutende Bodenschätze verfügt (zum Beispiel Blei und Zink), zählt er zu den ärmsten Regionen Europas. Von grosser Bedeutung ist die Landwirtschaft. Hauptanbauprodukte sind Getreide, Kartoffeln, Pflaumen, Weintrauben und Tabak. Die bedeutendsten Städte sind Pristina (Hauptstadt), Prizren und Peja. Verwaltet wird der Kosovo seit dem Kriegsende 1999 von der UNO-Behörde Unmik (United Nations Mission in Kosovo). Präsident Ibrahim Rugova, die Regierung und das im November 2001 gewählte Parlament haben nur beschränkte Kompetenzen. Im Parlament sitzen 120 Mitglieder, je 10 Sitze sind für die serbische und andere Minderheiten reserviert. (asü)

«Niemand investiert im Kosovo, solange unsere Zukunft so ungewiss ist»

BEHRAM SHABANI



Skeptischer Blick In die Zukunft: Behram und Shukrije Shabani.



Robert, der Jüngste, im Bassin. «Den Kindern geht es gut», sagt die Mutter.

Die Häuser stehen wieder, und sonst?

Pristina/Bern: Die Schweiz unterstützt den Kosovo auf dem Weg in die Selbständigkeit – ein Augenschein vor Ort

Noch nie war die internationale Hilfsbereitschaft so gross wie seit dem Kriegsende im Kosovo im Sommer 1999. Jetzt sind die Häuser und Strassen des Landes weitgehend wieder aufgebaut. Doch die Wirtschaft ist immer noch am Boden. Das soll sich ändern. Die «ZSZ» hat sich auf einer eintägigen Reise angesehen, wie die Schweiz dazu beitragen will.

ANDREAS SCHÜRER

«Wir werden gut vorankommen», kündigt Barbara Burri zu Beginn der Reise in ihrem Dienstwagen an. Tatsächlich verläuft die Fahrt reibungslos. «Die Strassen sind weitgehend saniert», erklärt die stellvertretende Leiterin des Schweizerischen Kooperationsbüros in Pristina, das von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) und dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) finanziert wird. In den Monaten nach dem Krieg seien Autofahrten durch den Kosovo bedrückend gewesen, erzählt Burri. Zu schaffen machten schlechte Strassen, viele militärische Checkpoints und zerstörte Häuser. Inzwischen ist die Infrastruktur grossenteils wieder aufgebaut, der Bestand der Nato-Friedenstruppe Kfor wird laufend reduziert. «Im Kosovo ist es sicherer geworden», sagt die Deza-Mitarbeiterin.

Die Reise: Sie führt in die Städte Istog und Peja, in denen die Deza Aufbauprojekte mitfinanziert und betreut. In Istog unterstützt die Deza eine Milchsammelstelle, in Peja eine Berufsschule.

Trotz der unterwegs sichtbaren Fortschritte sind viele Kosovaren frustriert. Die Wirtschaft ist immer noch

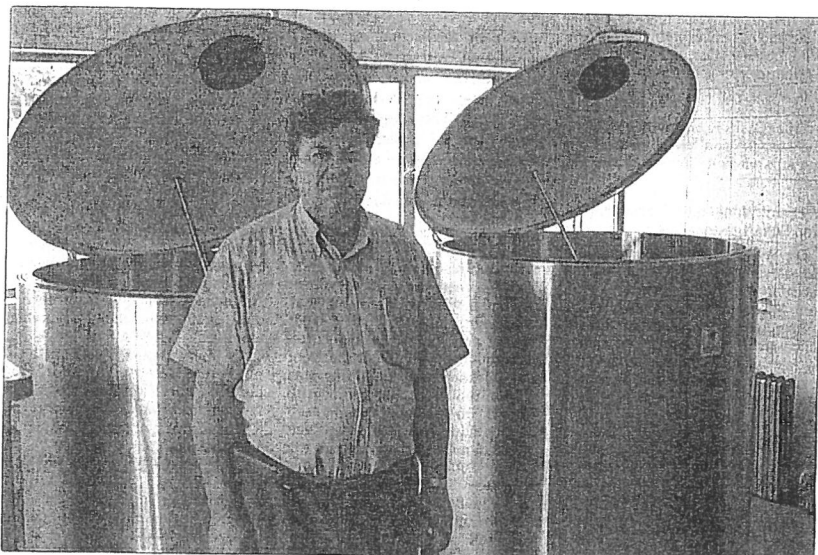
am Boden. Erschwerend kommt dazu: Das Verhältnis zwischen Albanern und Serben ist nach wie vor gestört, ein multiethnischer Kosovo in weiter Ferne. Burri macht sich keine Illusionen: «Wir streben mit unseren Projekten noch keine Versöhnung an, sondern sind bemüht, dass alle ethnischen Gemeinschaften die gleichen Möglichkeiten haben, dass ein geordnetes Nebeneinander möglich wird.»

Bauern und Jugend im Fokus

Mit dieser Vorgabe ist die Deza seit Kriegsende im Kosovo am Wiederaufbau beteiligt. Die Projekte in Istog und Peja sind zwei von derzeit rund 40, mit denen die Deza zu einem eigenständigen Kosovo beitragen will. Die beiden Projekte kommen Bevölkerungsgruppen zugute, die besonders gross sind und Unterstützung besonders nötig haben: Bauern und Jugendliche.

Die Landwirtschaft ist momentan der wichtigste Wirtschaftszweig des Kosovo: Zirka 60 Prozent der Arbeitenden sind auf Feldern und Höfen beschäftigt. Das Problem: Die Bauern haben keine Abnehmer für ihre Produkte. Die von der Deza mitfinanzierte Milchsammelstelle in Istog zeigt, wie das geändert werden kann.

Die Jugendlichen zu unterstützen, ist dringend nötig, weil die Mehrheit der Schulabgänger keinen Job findet. «Die Jugendlichen», sagt Burri, «sind von der Arbeitslosigkeit überproportional betroffen.» Dies wiegt besonders schwer, weil im Kosovo das jüngste Volk Europas lebt. Rund die Hälfte aller zirka zwei Millionen Einwohner ist jünger als 25. Zirka 600 000 Kosovaren sind zwischen 15 und 24 Jahre alt. Mit Weiterbildungsprojekten wie zum Beispiel in Peja will die Deza arbeitslosen Jugendlichen eine Perspektive geben. Das



Nilmon Kabash vor Kühlungstanks seiner Milchsammelstelle in Istog: «Wir wollen die Bauern motivieren, mehr als nur für den Elgenbedarf zu produzieren.» Andreas Schürer

Projekt soll ihnen ermöglichen, in ihrem erlernten Beruf praktische Erfahrungen zu sammeln. Unter dem nationalistischen Regime Slobodan Milosevics wurden sie systematisch aus Berufsschulen und Universitäten verdrängt, genauso wie ihre Väter aus leitenden Stellen.

Andere aktuelle Projekte der Deza fördern kleinere und mittlere Unternehmen, verbessern die Strom- und Wasserversorgung und sollen die Eigentumsrechte wieder herstellen (siehe

Kasten unten). Für ihre Aufbauarbeit im Kosovo hatte die Deza von 1999 bis 2002 rund 155 Millionen Franken zur Verfügung. Rund drei Viertel steuerte das Bundesamt für Flüchtlinge dazu bei. Dieses Jahr sind 21,5 Millionen Franken budgetiert.

Der Auftrag des Deza besteht hauptsächlich darin, Projekte zu planen und zu überwachen. Durchgeführt werden die meisten von den Institutionen der kosovarischen Übergangsregierung, Hilfswerken oder

anderen Nichtregierungsorganisationen.

Einmalige Hilfsaktion

Von diesen sind viele im Kosovo aktiv. Noch nie war die internationale Hilfsbereitschaft so gross wie nach dem Kosovo-Konflikt. Oxfam, Heks, Schweizerisches Arbeiterhilfswerk, Terres des hommes, Medair, Caritas, Rotes Kreuz, Roter Halbmond, Mine Action Group: Rund 2000 Nichtregierungsorganisationen waren zu Spitzenzeiten bei der UNO-Übergangsverwaltung Unmik registriert. Zusammen mit der UNO und einzelnen Staaten bauten sie Spitäler und Schulen und zu tausenden jene Häuser auf, die alle gleich aussehen und heute den Kosovo prägen. Immer wieder sagt Barbara Burri während der Fahrt: «Dort, wo man diese Häusergruppe sieht, standen vor zwei oder drei Jahren noch lauter Ruinen.» Rund 103 000 Häuser und Wohnungen wurden während des Kriegs zerstört – fast die Hälfte des Bestandes.

Kritische Stimmen bemängeln, wegen der massiven Hilfe von aussen sei der Wille zur Eigeninitiative erlahmt, der nach jahrzehntelangem Sozialismus ohnehin nicht ausgeprägt gewesen sei. Die Hilfe hat denn auch nicht dazu geführt, dass die Kosovaren wieder auf eigenen Beinen stehen können. Das jüngste Volk Europas überlebt nur dank des Geldes der in Westeuropa arbeitenden Exil-Kosovaren. Verlässliche Gewinne erzielt derzeit fast nur das organisierte Verbrechen.

«Entwicklung braucht Zeit»

Für Barbara Burri bedeutet dies nicht, dass die Aufbauhilfe vergebene Mühe ist, sondern dass sie mehr Zeit braucht. «Es ist naiv zu glauben, dass nach der jahrelangen Benachteiligung und dem grausamen Krieg ein kurzer und heftiger Hilfeschub reicht, um die Normalität wieder herzustellen», sagt die Deza-Mitarbeiterin auf dem Weg nach Istog. «Das braucht Zeit – mindestens eine Generation.»

Insbesondere die ungelöste Statusfrage sorgt für Ungewissheit. «Viele Kosovaren drängen nach Unabhängigkeit und fühlen sich von der Unmik wie unmündige Kinder behandelt», erzählt Burri. Ein grosses Problem ist auch die Arbeitslosigkeit, die zwischen 60 bis 90 Prozent beträgt, je nach Region und Quelle der Angabe. Dass die Kosovaren dieser Misere aus eigener Kraft entkommen können, ist das langfristige Ziel der Entwicklungszusammenarbeit. Burri erklärt: «Wir müssen Hilfe zur Selbsthilfe leisten, damit der Schritt von Fremdbestimmung zu Eigenständigkeit gelingen kann.»

«Für Recht und Ordnung sorgen»

Mitrovica: Das Housing and Property Directorate klärt Streitigkeiten um Wohneigentum

In keinem anderen Land Europas sind so viele Häuser besetzt wie im Kosovo. Das vom Bund unterstützte Housing and Property Directorate will für Recht und Ordnung sorgen.

Man hielt kaum für möglich, dass er einen der undankbarsten Jobs hat im Land, so gut gelaunt ist er. «Voraussetzung für den Aufschwung im Kosovo ist, dass sich der Rechtsstaat durchsetzen kann», sagt David Chillaron in seinem Büro in der Stadt Mitrovica. Dafür setzt er sich ein.

Seit September 2001 leitet der smarte Spanier das Housing and Property Directorate (HPD). Die Institution der UNO-Übergangsverwaltung Unmik klärt die rechtmässigen Besitzverhältnisse bei Streitigkeiten um Wohneigentum – eine Herkulesaufgabe. Das zehnjährige Regime Slobodan Milosevics, das viele Albaner Job und Haus kostete, der Krieg im Jahr 1999 und danach die Racheakte der Albaner gegen Serben und andere Angehörige von Minderheiten haben dazu geführt,

«Niemand investiert in sein Haus und seinen Hof, wenn er nicht sicher ist, dass er bleiben kann»

DAVID CHILLARON

Rund 27 000 Klagen

Das will das HPD ändern. «Die Leute müssen sich darauf verlassen können, dass für Recht und Ordnung gesorgt wird», sagt Chillaron. Mit Zeitungsinseraten und einer gross angelegten Plakataktion

machte die Unmik-Institution darauf aufmerksam, dass Vertriebene bei ihr klagen können. Der Aufruf zeigte Wirkung: Bis zum Ablauf der Frist am 1. Juli 2003 sind rund 27 000 Klagen eingegangen. Fast 80 Prozent davon reichten Serben und Romas ein. Chillarons Team prüft die Klagen und entscheidet aussergerichtlich. Finanziell wird das HPD dabei unter anderem von der Schweiz unterstützt: Zwischen 2001 und 2003 mit insgesamt 3 Millionen, in den nächsten zwei Jahren mit je rund 350 000 Franken.

«Grosses Durcheinander»

Die Klagen zu entscheiden braucht Zeit. In vielen Fällen sind aufwendige Recherchen nötig, weil keine Dokumente vorhanden sind. «It's a big mess!», sagt Chillaron, «es herrscht ein grosses Durcheinander.» Fälle, die eines richterlichen Urteils bedürfen, werden an die Housing and Property Claims Commission weitergeleitet, die aus einem lokalen und zwei internationalen Richtern besteht. Bis Ende 2004 will Chillaron alle Klagen entschieden haben. «Die Besitzverhältnisse zu klären ist enorm wichtig», begründet

der Rechtsprofessor mit Spezialgebiet Eigentumsfragen. «Niemand investiert in sein Haus und in seinen Hof, wenn er nicht sicher ist, ob und wie lange er bleiben kann.» Dazu kommt: «Vertriebene, die aus Sicherheitsgründen nicht in ihr Dorf zurück wollen, brauchen das Geld für ihr Haus, um anderswo etwas Neues aufbauen zu können.»



«Alle hassen uns»: David Chillaron, Leiter des Housing and Property Directorate.

Für Chillaron und das HPD beginnt nun der konfliktträchtige Teil der Arbeit – die Umsetzung. Albaner, die Häuser von vertriebenen Minderheitenangehörigen bewohnen, müssen zahlen und wegziehen. Im Norden des Kosovo ist die Situation umgekehrt: Dort bewohnen manche Serben unrechtmässig die Häuser von Albanern.

Im Norden der Stadt Mitrovica zum Beispiel machten die Albaner vor dem Krieg zirka 40 Prozent der dort wohnenden rund 15 000 Menschen aus. Ende 1999 war die ethnische Teilung der Stadt praktisch abgeschlossen. Auch in anderen Landesteilen ist das Ziel, das die UNO verfolgt, bislang gescheitert – ein multiethnischer Kosovo ist in weiter Ferne. Die grosse Mehrheit der rund 100 000 im Kosovo verbliebenen Serben zum Beispiel lebt in geschützten Enklaven.

Auch Chillaron mag nicht daran glauben, dass vertriebene Hausbesitzer das versprochene Recht auf Rückkehr wahrnehmen werden: «Es ist ihnen zu gefährlich.» Aber sie müssten ihr Haus wenigstens verkaufen oder vermieten können.

Rückkehrprogramm im Innern

Das Problem: Viele können nicht zahlen. Sie müssen die von ihnen besetzten Häuser verlassen. Für die HPD bedeutet das eine aufwendige Umsiedlungsaktion. Zunächst ver-

suchen Chillaron und sein Team, in ausführlichen Gesprächen eine Lösung zu finden. Insbesondere die hauptsächlich betroffenen Albaner hätten in vielen Fällen eine Alternative, ist Chillaron überzeugt. «Viele haben nach dem Krieg ihr zerstörtes Haus auf dem Land verlassen und in der Stadt ein Haus besetzt. Inzwischen ist das Haus in ihrem Herkunftsdorf aber wieder aufgebaut.» Sechs Monate gibt die HPD «Hausbesetzern» Zeit, um eine andere Lösung zu finden. Für Härtefälle des innerkosovarischen Rückkehrprogramms hat die UNO-Institution selber Wohnraum gemietet.

Vollzug ist im Norden schwieriger

Die Arbeit des HPD ist nichts für zarte Gemüter. «Alle hassen uns», sagt Chillaron, «weil wir sowohl Serben als auch Albaner zwingen müssen, besetzte Häuser zu verlassen.» Vor allem Albaner sind wütend, weil sie glauben, die Serben würden verschont. Tatsächlich sei der Vollzug des Rechts im serbischen Norden schwieriger, räumt Chillaron ein, insbesondere im Norden Mitrovicas, dem «hot potatoe», wie er sich ausdrückt, «dem heissen Pflaster».

Nördlich des Flusses Ibar, der die Stadt teilt, herrschen die so genannten serbischen Brückenwächter. «Alles wird dort von der Mafia kontrolliert», meint der Leiter des HPD, glaubt aber daran, dass die Unmik zunehmend an Einfluss gewinnt. «Für die Akzeptanz unseres Projekts ist entscheidend, dass wir auch die Prozesse gegen die Serben umsetzen», sagt Chillaron.

Langfristig, so die Hoffnung des Professors, würden die Leute merken, dass das Projekt zu einem normalen Leben beiträgt. Vorläufig ist er vor allem mit Hass und gar mit Morddrohungen konfrontiert. (astü)

Fortsetzung von Seite 22

Optimismus ist nicht angebracht. Die politische Situation ist verworren. Die Kosovo-Albaner, die rund 90 Prozent der Bevölkerung ausmachen, drängen nach Unabhängigkeit. Die Serben betrachten den Kosovo traditionell als ihr Kerngebiet. Sie denken nicht daran, die Kontrolle über dieses Gebiet abzugeben. Die Internationale Gemeinschaft ist unentschieden und schiebt die Statusfrage auf die lange Bank. Zuerst sollen das Land und die Demokratie, so genannte Standards, aufgebaut werden, lautet das Motto der UNO-Mission in Kosovo (Unmik). Sie verwalte das Land seit vier Jahren, seit die Nato die serbischen Truppen zur Kapitulation gezwungen hat.

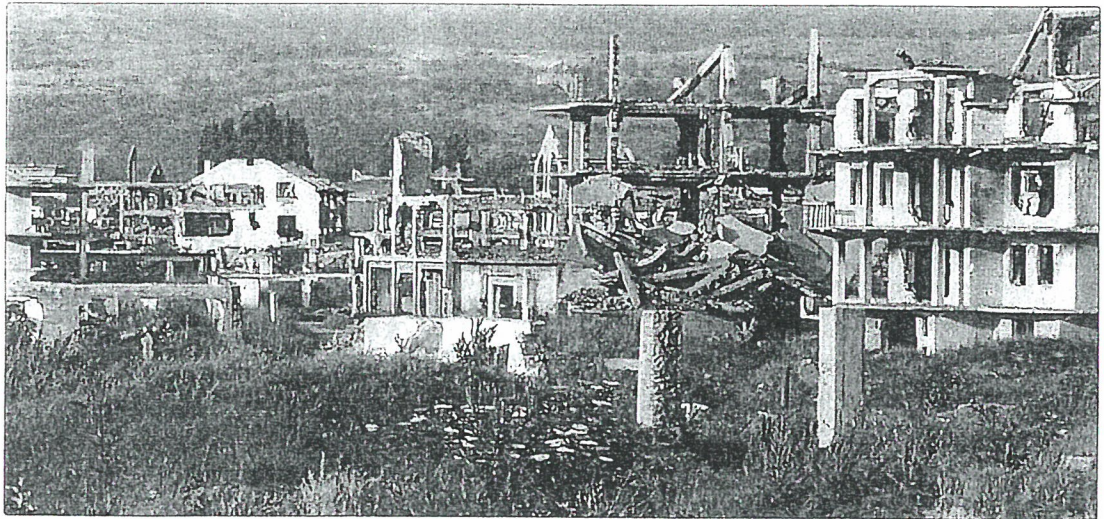
Gemäss der Resolution 1244 des UNO-Sicherheitsrats verfügt der Kosovo derzeit über eine «substantielle Autonomie» – ein Begriff, den Albaner und Serben grundlegend anders besetzen. Für die Albaner bedeutet er Unabhängigkeit. Für die Serben bedeutet er, dass der Kosovo zwar eine gewisse Selbständigkeit erhält, letztlich aber weiterhin von Belgrad aus kontrolliert wird. Die UNO-Behörde Unmik versucht, beide Seiten zu vertragen, und pocht auf die Schaffung der Standards, doch sie kämpft unverkennbar mit Schwierigkeiten: Der Aufbau der Demokratie funktioniert nur langsam, die Wirtschaft kommt überhaupt nicht auf die Beine. Deza-Experte Stürzinger ortet vier Probleme. Erstens: Viele Menschen sind nach dem Krieg immer noch traumatisiert. Zweitens: Der Kosovo ist durchsetzt von der organisierten Kriminalität. Korruption, Drogen- und Frauenhandel gehören zum Alltag. Drittens: Die Transition, der Übergang vom sozialistischen System zur Marktwirtschaft, funktioniert nur schleppend. Und viertens fehlt es an gebildeten Arbeitskräften. Nach der Machtübernahme von Slobodan Milosevic im Jahr 1989 waren die Albaner systematisch aus den Universitäten und den leitenden Stellen verdrängt worden. «Für unsere Projekte vor Ort finden wir problemlos willige Arbeiter», sagt Stürzinger. «Aber nur mit viel Mühe Fachleute.»

•Unmik macht einen Denkfehler•

Jetzt ist die Unterdrückung, die systematische Ausgrenzung vorbei – die Kosovo-Albaner sind frei. Die Männer müssen nicht mehr befürchten, willkürlich verhaftet zu werden. Die Frauen wagen sich wieder alleine auf die Felder.

Doch die Freiheit ist ungeniessbar. Die Industrie liegt am Boden. Viele grosse Fabriken sind geschlossen oder produzieren praktisch nichts mehr. Zum Beispiel das Kohlenwerk Trepa im Norden Mitrovicas, unter Milosevic der grösste Arbeitgeber der Region. Heute finden dort nur noch wenige Arbeiter – sie schützen das Werk vor Plünderungen und räumen auf.

«Der Kosovo muss so schnell wie möglich unabhängig werden», findet auch Behram Shabani. Während eines Spaziergangs durch die Stadt wird er doch noch politisch. «Die Unmik macht einen grossen Denkfehler. Niemand investiert hier, solange unsere Zukunft so ungewiss ist.» Dass der Kosovo einst, wenn die Unmik eines Tages wegziehen wird, wieder unter die Herrschaft des serbischen Belgrad gestellt wird, ist für ihn ausgeschlossen. An ein Zusammenleben mit Serben glaubt er nicht,



Erinnerung an den Krieg: Diese ehemalige Roma-Siedlung in Mitrovica zerstörten Albaner, weil sie die Roma für Verbündete der Serben halten. Andreas Schärer

auch wenn er es sich persönlich vorstellen könnte, «weil man in die Zukunft schauen muss, weil alles gut ist, was für die Kinder gut ist». Doch er weiss um die geschehenen Gräueltaten und den Hass vieler seiner Kollegen auf die Serben. «Viele Serben sagen zwar, dass sie in den Kosovo zurück wollen, aber sie werden es nie tun», ist er überzeugt.

Geteilte Stadt

Genau das war und ist aber das Ziel der Unmik – im Kosovo eine multiethnische Gesellschaft aufzubauen. Dass dieses Vorhaben zu scheitern droht, zeigt sich nirgends deutlicher als in Mitrovica. Die Stadt ist geteilt durch schlammeles Wasser, durch den Fluss Ibar. Im Norden leben rund 15 000 Serben, im Süden etwa 65 000 Albaner. Shabani erinnert sich, wie er in seiner Jugend oft drüben war, auf der anderen Seite der Brücke, dort, wo das Leben damals pulsierte. Heute wird die Brücke von Kfor-Soldaten bewacht. Ein junger Kosovare, in Turnhosen und T-Shirt

gekleidet, verbringt eine halbe Stunde damit, hinüberzuschauen. Von den nervös gewordenen Soldaten lässt er sich nicht vertreiben. Eine ältere Frau will hinüber, in eine geschützte Albanersiedlung. Sie verhandelt mit den Soldaten, versteht sie aber nicht. Wir übersetzen auf Französisch. Es dauert, bis man sich versteht. «Wenn das noch lange geht, haben die mich drüben längst im Visier», klagt die Frau. Ein Kollege werde sie auf der anderen Seite begleiten, beschwichtigt der französische Kfor-Soldat.

Der Gang nach drüben ist für Albaner lebensgefährlich. Auf der anderen Seite herrschen die von ihnen gefürchteten serbischen Brückenwächter, grossenteils kriminelle Schläger der serbischen Polizei. Die finnische Unmik-Verwalterin Minna Javenpaa glaubt laut der «Süddeutschen Zeitung» gar daran, dass die brutalen Brückenwächter neuerdings wieder von Belgrad bezahlt würden.

Zerrüttet ist in Mitrovica auch das Verhältnis zwischen den Albanern und den serbisch sprechenden Roma. In vielen anderen Regionen des Kosovo ist die Sicherheit für Minderheiten wieder gewährleistet; in Mitrovica sind die Roma verschrien: Ihnen wird Kollaboration mit den Serben nachgesagt. «Die Roma haben in Mitrovica die schlimmsten Massaker angerichtet», sagt Shabani und drückt damit eine weit verbreitete Meinung aus, die von internationalen Beobachtern allerdings bestritten wird. Aus Rache zerstörten Albaner ein ganzes Roma-Quartier, das am Stadtrand lag. Shabani zeigt auf die Dutzenden von Ruinen. «Die Ziegel der Häuser benutzten die Albaner, um die eigenen Häuser wieder aufzubauen», erklärt er und fragt: «Gehen wir weiter?»

Von Befehlern zu Besatzern

Wie es im Kosovo weitergehen wird, weiss niemand. Manche Albaner werden ungeduldig und sehen in der UNO zunehmend nicht mehr Befreier, sondern eine Besatzungsmacht. Alarmiert müssen die Vereinten Nationen zur Kenntnis nehmen, dass sich mit der albanischen Befreiungsarmee AKSh eine Terrorgruppe gebildet hat, die serbische Ziele ins Visier nimmt. Auf ihrer Internetseite rief sie aber auch schon zu Anschlägen auf UNO-Instanitionen auf.

Deza-Fachmann Stürzinger glaubt zwar, dass gemässigte Stimmen wie jene des Präsidenten Ibrahim Rugova immer noch in der Mehrzahl seien. Auch ihm ist aber klar: «Die anfängliche Begeisterung der Kosovaren gegenüber der Unmik ist inzwischen abgeklungen.» Die zwei Hauptgründe: Erstens hat sich für die Mehrheit der Kosovaren die Situation seit Kriegsende im Sommer 1999 nicht verbessert. Und zweitens beansprucht die Unmik immer noch die so genannten «reserved powers», reservierte Kompetenzen, etwa die Aussenpolitik, das Justizwesen und die innere Sicherheit. «Die Kosovaren müssen täglich spüren, dass sie viele Dinge nicht selber entscheiden können», sagt Stürzinger. Er ist aber überzeugt, dass der «Transfer der Kompetenzen» gut vorankomme. Vielen Albanern geht es hingegen zu langsam. Sie kommen sich vor wie junge Erwachsene, denen die Mündigkeit noch nicht zugesprochen wird.

Spiel mit dem Feuer
Für die Unzufriedenheit der Kosovaren und den lauter werdenden Ruf nach Unabhängigkeit hat Stürzinger Verständnis. Er glaubt allerdings nicht daran, dass die Probleme so gelöst werden könnten. «Ein Land mit zwei Millionen Einwohnern, das die Tendenz hat, sich von den Nachbar-

ländern abzuschotten, ist wirtschaftlich sehr gefährdet.» Ein Problem an der Unabhängigkeit des Kosovo, sagen internationale Beobachter vor Ort, wären auch die Auswirkungen auf die Region – die Gelüste, die geweckt würden. Ein unabhängiger Kosovo könnte die Albaner in Mazedonien veranlassen, ihm beitreten zu wollen. In diesem Fall könnten sich die Serben und die Kroaten von Bosnien abspalten und zu Serbien respektive Kroatien dazustossen wollen.

Fazit: Den Status des Kosovo zu regeln heisst in jedem Fall, die Stabilität auf dem Balkan zu gefährden. Ihn nicht zu regeln heisst, mit einem Pulverfass zu leben. Ein Spiel mit dem Feuer, für das viele Albaner mit Galgenhumor längst eine Bezeichnung gefunden haben: Unmik, das heisst für sie schlicht United Nations mission impossible in Kosovo.

Waschen nach Mitternacht

Derweil geht Behram Shabani jeden Tag in die Stadt und hofft auf einen Tagesjob. Nur selten wird er einkündig, zum Beispiel auf irgendeiner Baustelle. Arbeitslosenentschädigung gibt es nicht im Kosovo. Dafür muss jeder alles selber bezahlen: den Arzt, die Schulbücher und Schulhefte, die Filzstifte. Die rund 17 000 Franken Starthilfe aus der Schweiz sind aufgebraucht. Der Wiederaufbau des Hauses war teuer, es brauchte unter anderem eine Toilette, eine Dusche, eine Küche, einen Ofen und eine Einrichtung, die in der Nacht Wasser speichern kann. Weil Shabani in einem Quartier leben, das auf einem Hügel liegt, reicht der Druck nicht aus, um tagsüber das Wasser bis zu ihnen zu pumpen. 500 Liter fasst der Wassertank, der in der Nacht gefüllt wird. Wenn Mutter Shukrije Shabani waschen will, muss sie es in der Nacht tun.

Nicht nur die politische Unabhängigkeit ist für den Kosovo in weiter Ferne, die wirtschaftliche ist es noch mehr. Und allerorten ist zu hören: «Es wird immer schlimmer.» Als Shabanis im Februar das Geld ausging, mussten sie beim Bäcker sogar Schulden machen. Dank der Unterstützung von Privatpersonen aus dem Raum Släfa reicht es nun zum Überleben. «Es ist für alle schwierig, nicht nur für uns», sagt Shabani, wieder auf der Veranda, am späteren Nachmittag an diesem Samstag.

Selber etwas aufzubauen sei im Moment unmöglich. Das Geld, um zu investieren, fehlt. Eine Idee Shabanis war, ins Holzgeschäft einzusteigen. Holz, um im Winter zu heizen, ist teuer. Im Sommer erhält man gratis Sägespäne. Mit einer Holzmaschine, so sein Plan, liessen sich die Späne zu Brennholz verarbeiten. Kostenpunkt der Maschine: Zirk 40 000 Franken. Shabani hat die Idee verworfen. Und hofft auf den Aufschwung, von dem er weiss, dass er nicht kommen wird, wenigstens nicht auf die Schnelle. «Ich sehe grosse Probleme auf den Kosovo zukommen», sagt er. «Die Leute wollen unbedingt arbeiten, aber sie können nicht. Sie wollen für ihre Kinder sorgen, aber sie können nicht.»

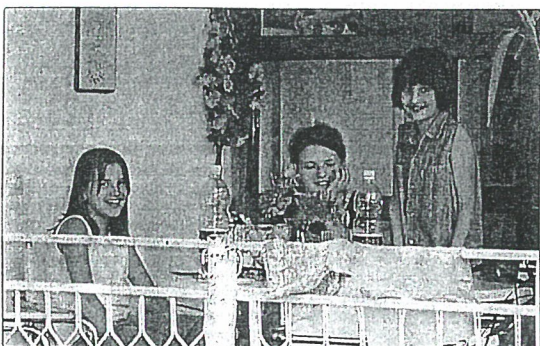
Was das bedeute, habe er diesen Frühling am eigenen Leib erleben müssen, erzählt Shabani. Wenn die Kinder fragen würden, warum es nichts Rechtes zu essen gebe, beginne man Dinge zu denken, die man sich nicht zutraut hätte. «Manche Kollegen sagten mir, dass sie das Brot stehlen gehen, wenn es so weitergeht», sagt er. Das ist denn auch seine grösste Angst. Die Freiheit im Kosovo kann dazu führen, dass die Albaner die Feinde der Albaner werden.

Vielleicht steht er deswegen von seinem Stuhl auf der Veranda auf, zeigt den Weg zur Toilette, deutet auf einen Fensterrahmen und sagt: «Die Serben! Sie haben alles verbrannt. Diesen Fensterrahmen habe ich als Erinnerung daran nicht repariert.» Shabani mag Symbole. Draussen auf der Veranda das Schweizer Fähnchen. Auf der Toilette verkohltes Holz. «Die Serben!»



Bund hilft im Kosovo

Bern: Die Arbeitslosigkeit im Kosovo beträgt je nach Region zwischen 60 und 90 Prozent. Viele Kosovaren überleben dank der Hilfe von Verwandten und Freunden im Ausland. Wie die Schweiz dazu beitragen will, dass die Menschen im Kosovo aus dieser Abhängigkeit geführt werden können, wird in einem demnächst erscheinenden Beitrag gezeigt. Die «ZSZ» hat sich vor Ort Aufbauprojekte der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) angeschaut, die zu rund drei Viertel vom Bundesamt für Flüchtlinge (BFF) finanziert werden. Das Deza und das BFF stellen zwischen 1999 und 2002 106,5 Mio. Franken für die humanitäre Hilfe und 48,4 Mio. Franken für die technische Zusammenarbeit zur Verfügung. Für das Jahr 2003 sind 3,5 respektive 10 Mio. Franken budgetiert. Neben der Deza und dem BFF sind auch das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und das Eidgenössische Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) im Kosovo engagiert. (asu)



Auf der Veranda des aufgebauten Hauses: Alberta (links) und Roberta (rechts) Shabani mit einer Freundin aus der Nachbarschaft.

Fortsetzung von Seite 14

Pessimisten mögen dieses Ziel für unerreichbar halten. Tatsächlich ist die Entwicklung des Kosovo ungewiss. Die Arbeitslosenzahlen sind erschreckend, und viele Kosovaren meinen, die Stimmung werde immer schlechter, das Geld knapper. Doch es gibt auch Erfolge, im Kleinen, zum Beispiel in Istog, einer Stadt im Westen des Kosovo.

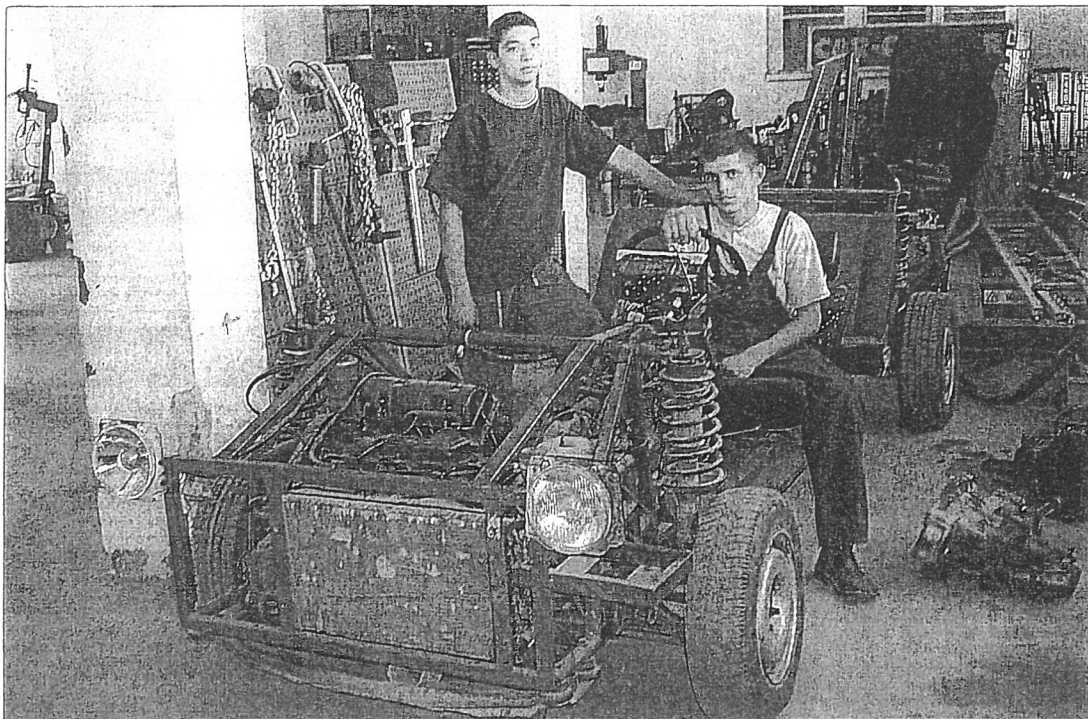
Motivation für die Bauern

Strahlend begrüsst hier Nimon Kabashi Barbara Burri. Auf Albanisch informiert der Leiter der Kooperative, die eine Milchsammelstelle betreibt, seine Schweizer Kollegin über den Stand der Dinge. Burri ist zufrieden: Das Projekt macht gute Fortschritte. Zusammen mit dem Schweizerischen Arbeiterhilfswerk und der Glückskette hat die Deza den Aufbau der Kooperative finanziert, um die Milchwirtschaft zu stärken. Die Bauern können der Sammelstelle ihre Milch verkaufen – und sind so motiviert, mehr als nur für den Eigenbedarf zu produzieren und allenfalls gar zusätzliche Kühe zu kaufen. Durchschnittlich 26 Cents erhalten die Bauern für den Liter Milch. «Das Ziel ist, dass immer mehr Bauern in der Region Überschüsse produzieren», sagt Kabashi. «So können wir die Arbeitslosigkeit eindämmen.»

Heute liefern ihnen 40 bis 50 Bauern Milch, erläutert Kabashi, durchschnittlich insgesamt 1029 Liter pro Tag. Abnehmer ist der Milchprodukte-Hersteller ABI. Das Geschäft läuft: «Seit einem Jahr sind wir selbsttragend», sagt Kabashi stolz. Die Kooperative, die 12 Mitarbeiter beschäftigt, führt auch einen Markt durch, an dem die Landwirte ihre Produkte verkaufen können. Rund 150 Bauern sind ihr angeschlossen.

Mit ähnlichen Projekten stärkt die Deza die Milchwirtschaft im ganzen Kosovo. Rund eine Million Franken hat sie dazu für die Zeitspanne von 2002 bis 2004 zur Verfügung. «In der Milchwirtschaft sehen wir grosses Potential», begründet Burri. «Auf Bauernhöfen, in Molkereien und im Verkauf können viele Arbeitsstellen entstehen.»

Mit der Stärkung der Milchwirtschaft könnten auch Minderheiten eine Perspektive erhalten, sagt Burri.



Das Auto läuft wieder: Arbeitslose Jugendliche können in der Berufsschule in Peja praktische Erfahrungen sammeln. Andreas Schürer

Mit einem Sonderprogramm, für das 240 000 Franken aufgewendet wird, unterstützt die Deza zum Beispiel Bauern verschiedener Ethnien im Zhupa-Tal, das im Süden des Kosovo liegt. Neben Albanern und Serben lebt vor allem das bosniakische Volk der Torben in dem Tal mit 14 Dörfern. Gemeinsame Wirtschaftsinteressen, hofft die Deza, würden die Verständigung der verschiedenen Volksgruppen fördern.

Nicht konkurrenzfähig

Während des Mittagessens in einer Pizzeria in Istog wird die Diskussion politisch. Kabashi spricht nicht mehr von den Erfolgen in Istog, sondern von den Problemen im Land. Für die Bauern sei besonders schwierig, dass ihre Erzeugnisse nicht preisgeschützt seien. Wegen der Zoll- und Steuerbefreiung der Importprodukte seien sie oft nicht konkurrenzfähig. «Vor allem aus

Mazedonien gelangt tonnenweise Billigware in den Kosovo», beklagt er sich. Die Lösung ist für Kabashi klar: «Der Kosovo muss unabhängig werden», formuliert er eine allerorten zu

hörende Forderung. Heute gehört der Kosovo völkerrechtlich immer noch zum instabilen Gebilde Serbien-Montenegro.

Die UNO-Übergangsverwaltung Unmik vertritt die Kosovaren und proklamiert das Motto «Standards before Status». Erst sollen die Wirtschaft und die Demokratie aufgebaut, danach erst die Statusfrage geklärt werden. Kabashi hält dagegen: «Wie sollen wir unter diesen Bedingungen Standards aufbauen?»

Die Pizza ist derweil gegessen, die Fahrt durch den Kosovo geht weiter, ohne Kabashi, in Richtung Peja, doch die Frage lässt nicht los: Wie lange bleibt die Statusfrage noch ungeklärt? «Das ist völlig offen», meint Burri. «Alle fürchten sich vor dieser heissen Kartoffel», hat sie im Gespräch mit internationalen Vertretern vor Ort festgestellt. Die Furcht vor einer Destabilisierung des Balkans sei gross. «Wahrscheinlich wird es noch so lange dauern, bis der Druck der Kosovaren zu gross wird.»

Dieser Druck baut sich derzeit auf, der Ruf nach Unabhängigkeit ertönt



«Wir müssen Hilfe zur Selbsthilfe leisten»: Barbara Burri, Deza-Mitarbeiterin, zsg

immer lauter, genährt durch den weit verbreiteten Hass auf die Serben und Angehörige anderer Minderheiten, die mancherorts der Kollaboration beschuldigt werden.

Auch deswegen hängt die Entwicklung des Kosovo in der Schwebe: Gewalttätige Konflikte drohen, die Kriminalität kann zunehmen, wenn es in nächster Zukunft nicht gelingt, Perspektiven zu schaffen, insbesondere für die zahlreichen Jugendlichen.

Praktischer Unterricht gefragt

Dazu beitragen will Jakob Smajli, Leiter der Berufsschule in Peja. In der Nachmittagshütte steht er vor seinem Institut und begrüsst die Schweizer Besucher. Praktischen Unterricht bietet seine Schule. Die Schülerinnen und Schüler können unter zirka 50 nachfrageorientierten, je dreimonatigen Modulen auswählen. Die Deza unterstützt dieses Programm, das auch an sechs anderen Schulen im Kosovo angeboten wird, von 2001 bis 2003 mit insgesamt 2,5 Millionen Franken. Smajli führt durch die Ausbildungsräume. Die Schülerinnen und Schüler reparieren Nähmaschinen und Autos oder installieren zum Beispiel Wasserhähnen.

Auf dem Markt sind vor allem mechanische, sanitäre und handwerkliche Fertigkeiten gefragt. Alle, die drei Module abschliessen, erhalten ein Zertifikat der Deza-Partnerorganisation Swisscontact. Die Ausbildung zeigt Wirkung: «50 Prozent unserer Absolventen finden einen Job», sagt Smajli. Rund 80 Jugendliche besuchen derzeit das modulare Programm an der Schule in Peja. Zirka 320 sind es dieses Jahr an den sieben Schulen insgesamt.

Erhöhtes Frustrationspotenzial

50 Prozent ist eine ansehnliche Quote. Doch wie der Erfolg in Istog wird auch sie durch die landesweite Entwicklung relativiert. Für in- und ausländische Investoren scheint der Kosovo immer noch nicht attraktiv zu sein. «Neue Jobs zu schaffen ist eines der grössten Probleme im Kosovo», sagt Burri. Insofern birgt die in Angriff genommene Verbesserung des Bildungswesens auch eine Gefahr: Je besser die Ausbildung, desto

grösser der Frust im Falle von Arbeitslosigkeit. Die vielen Jungen stellen für den Kosovo ein Potenzial dar, für Europa allerdings auch ein Auswanderungspotenzial. Burri befürchtet überdies den so genannten Drehtür-Effekt: Die zurückgekehrten Flüchtlinge könnten den Kosovo wieder verlassen wollen, wenn der Aufschwung nicht bald kommt.

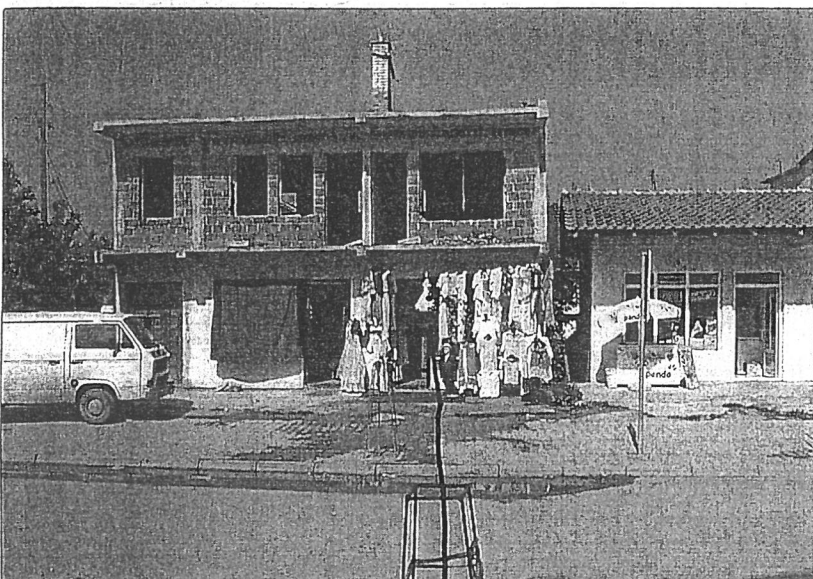
Sie wird weiter daran arbeiten, den Kosovaren in deren Heimat Perspektiven zu schaffen, das wird auf der Fahrt in ein nahe gelegenes Café klar. Keine Spur von Resignation. «Die Entwicklung braucht Zeit», betont sie ein zweites Mal und trinkt ihr Mineralwasser. Wenig später wird sie abgeholt und begibt sich auf die rund zweistündige Fahrt zum Schweizerischen Kooperationsbüro in Pristina. Ihre Arbeit im Kosovo wird sicherlich noch einige Jahre gefragt sein.

So geduldig wie Burri sind nicht alle. Viele Kosovaren sind gespalten. Sie lieben ihr Land und wollen sich für dessen Aufbau engagieren. Aber sie wollen auch arbeiten und selbstständig für ihre Familien sorgen können. An Familientischen und in Cafés ist denn auch – neben der geforderten Unabhängigkeit – das Thema Nummer eins: In welchem Land hat man die grössten Chancen, aufgenommen zu werden und Arbeit zu finden? Favoriten sind Schweden und die Schweiz.

Deza in Kürze

Bern: Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) beschäftigt im In- und Ausland zirka 500 Mitarbeiter und verfügt dieses Jahr über ein Budget von rund 1,2 Milliarden Franken. Sie koordiniert die humanitäre Hilfe sowie die Entwicklungs- und Ostzusammenarbeit der Schweiz mit anderen Bundesämtern, führt selber Projekte durch und unterstützt Programme von Hilfswerken und anderen Nichtregierungsorganisationen.

Humanitäre Hilfe leistet und unterstützt die Deza nach Naturkatastrophen und Kriegen. In der Entwicklungszusammenarbeit verfolgt sie das Ziel, die wirtschaftliche und staatliche Eigenständigkeit der Partnerländer zu fördern. Mit ihrer Ostzusammenarbeit unterstützt die Deza die Länder Südosteuropas und der Gemeinschaft unabhängiger Staaten (GUS) auf dem Weg vom zusammengebrochenen Sozialismus zu Demokratie und Marktwirtschaft. (asu)



Der Wille zum Aufbau ist da: Auf der Fahrt durch den Kosovo trifft man immer wieder auf improvisierte Geschäfte.

Laudatio

für die
von
erschienenen

Kosovo-Serie
Andreas Schürer
in der Zürichsee-Zeitung
vom 25. Juli und 16. August 2003

Es gibt im Journalismus eine Arbeitsteilung: Die Regionalzeitungen sind für das Regionale zuständig, die nationalen für das Nationale – und einige von ihnen auch noch für das Internationale. Die Welt allerdings lässt sich nicht so säuberlich aufteilen. Immer wieder bricht das Internationale in das Regionale ein, so wie das Regionale plötzlich internationale Dimensionen annehmen kann. Typisch für diese Durchdringung der verschiedenen Sphären ist die Asylpolitik, weil plötzlich Menschen mit einem konkreten Schicksal vor uns an der Ladenkasse anstehen oder neben den eigenen Kindern in der Schulbank sitzen. Nicht anders war es in Stäfa, wo die Familie Shabani aus Kosovo 1993 Zuflucht findet und sich langsam integriert. Der Wegweisungsentscheid löst eine Solidaritätswelle aus, die schliesslich zu einem vorläufigen Bleiberecht führt. Doch neben der Unterstützung wird die Familie auch Opfer von Drohungen und Belästigungen, die schliesslich solche Ausmasse annehmen, dass die Shabanis im Mai 2002 in ihre Heimat zurückkehren.

Doch die «Zürichsee Zeitung» betrachtet damit ihren Informationsauftrag nicht als erledigt. Sie schickt einen Reporter nach Kosovo, der in zwei umfangreichen Folgen über das Schicksal der Rückkehrer berichtet. Ein beruhigender Befund ist es nicht. Es ist nicht selbstverständlich, dass eine Regionalzeitung auf solche Weise ins internationale Geschehen ausgreift. Doch sie widerspiegelt dadurch die Komplexität der heutigen Welt, wo das, was in Kosovo geschieht, Wellen bis nach Stäfa schickt, und das, was in Stäfa vorgeht, durchaus Konsequenzen in Kosovo haben kann. Der «Zürichsee Zeitung» und dem Autor Andreas Schürer gebührt für diese Leistung Anerkennung.

Felix E. Müller

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

wird

Herrn Markus Schneider

für seinen Artikel

Ein Volk von Invaliden

erschienen in der Weltwoche Nr. 17 vom 24. April 2003

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004

Die Jury:



Andreas Isenschmid



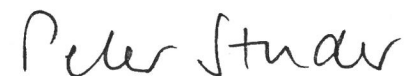
Barbara Bürer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Ein Volk von IV-Rentnern

Die Zahl arbeitsunfähiger Menschen nimmt nirgendwo so schnell zu wie in der Schweiz. Was sind die Gründe für diese «Invalidisierung der Gesellschaft»? Und warum interessiert sich niemand für die Kosten? Von Markus Schneider und Helmut Germer (Illustration)

Hilfe! Immer mehr Leute sind nicht mehr fit genug für den Schweizer Arbeitsmarkt. Das soll nicht als Vorwurf verstanden werden, dies ist eine statistische Tatsache, die etwas hochtrabend «Invalidisierung der Gesellschaft» genannt wird. In Gang gekommen ist ein Prozess, bei dem sich alle Zahlen alle zehn bis zwölf Jahre verdoppeln. Betrug die Zahl der IV-Rentner 1992 noch 140 000, waren es letztes Jahr 220 000. Zurzeit bezieht in der Alterskategorie der 50- bis 54-Jährigen bereits jeder zehnte Bewohner dieses Landes eine Leistung der Invalidenversicherung (IV), bei den über 60-Jährigen bald jeder vierte Mann und jede sechste Frau.

Während in der Öffentlichkeit laut über eine Erhöhung des Rentenalters debattiert wird, läuft im Alltag still und leise das andere Drehbuch ab: Immer mehr Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz erreichen das Rentenalter nicht. Unfreiwillig. Weil diese Leute für nicht länger erwerbsfähig erklärt werden. Aus medizinischen, also «objektiven» Gründen. Nur redet niemand davon. Betroffen sind keineswegs nur die Älteren, die es auf dem Arbeitsmarkt etwas schwerer haben. Am markantesten steigt die «Invalidisierungswahrscheinlichkeit» bei den 30- bis 44-Jährigen.

Epochale Zunahme

Zwar wachsen auch andere Zweige der Sozialversicherungen. Aber keiner wächst so stark wie die IV. Lagen die Ausgaben 1990 noch bei vier Milliarden, ist der neuste Zwischenstand auf rund zehn Milliarden Franken aufgelaufen und ein Ende dieser Entwicklung nicht abzusehen. Die jährlichen Zuwachsraten schwanken zwischen fünf und acht Prozent, was international beachtlich ist. In keinem Land der Welt hat die fortschreitende Invalidisierung ein solches Tempo, wie ein neuer OECD-Report zeigt. Lagen 1990 die IV-Ausgaben der Schweiz bei 1,0 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) und damit weit unter dem Durchschnitt der OECD-Länder, hat die Schweiz mit den heutigen 1,8 Prozent des BIP den Durchschnitt der OECD-Länder (1,3 Prozent) längst übertroffen. Einzig die skandinavischen Länder und vor allem die Niederlande (2,6 Prozent des BIP) kommen auf höhere Werte, allerdings sind dort die Zuwachsraten tief oder negativ (Niederlande).

Was zum Kuckuck ist in den letzten zwölf Jahren eigentlich passiert, dass die Schweizerinnen und Schweizer heute doppelt so krank sind wie früher? Auf den ersten Blick natürlich nichts. Man sieht einem Erwerbsunfähigen den

Tatbestand der Erwerbsunfähigkeit auch nicht unbedingt an. Im Jargon der Sportjournalisten befinden wir uns «im mentalen Bereich», hinter der unheimlichen Vermehrung der Fälle verbergen sich hauptsächlich zwei Diagnosen: Erstens nehmen die «Psychosen und Psychoneurosen» stark zu, zweitens in etwas geringerem Ausmass die «Erkrankungen an Knochen und Bewegungsorganen», die in der Umgangssprache oft als «Rückenschmerzen» artikuliert werden, und daneben kommt es oft zu einer Kombination von solch orthopädischen Leiden mit psychischen Leiden. Frappant auch hier der internationale Vergleich: In keinem anderen OECD-Land beruht die medizinisch diagnostizierte Erwerbsunfähigkeit so stark auf «mentalen Ursachen» wie in der Schweiz. 1985 betrug dieser Anteil 24 Prozent, inzwischen liegt er laut neuester OECD-Studie bei 39 Prozent. Weltrekord, aber kein öffentliches Thema.

Höchstens beim Militär nimmt man den Vorgang zur Kenntnis: «Die Leute werden auf den blauen Weg verwiesen», heisst es ungeschminkt. Oder plakativ auf dem *Blick*-Aushang: «Weicheier! – Jeder vierte Rekrut macht schlapp». Tatsächlich gehen die heutigen jungen Männer mit dem praktischen Beispiel voran: Die Zahl derjenigen, die nicht mehr fit genug sind, hat sich in den letzten zehn bis zwölf Jahren verdoppelt. Bei der Aushebung wird inzwischen jeder Fünfte für «untauglich» erklärt. Vom Rest, der einrückt, muss nochmals jeder Fünfte heimgeschickt werden, aus medizinischen Gründen, um später mit 75 Prozent Wahrscheinlichkeit auch ausgemustert zu werden.

Die Gründe hinter der militärischen Untauglichkeit decken sich mit den Gründen hinter der zivilen Erwerbsunfähigkeit: Verantwortlich für die epochale Zunahme der Fälle sind erstens psychische Leiden, zweitens orthopädische, und oft ist es eine Kombination von diesen beiden. «Der krumme Rücken macht deutlich mehr Beschwerden, wenn der Rekrut zu Hause familiäre Probleme oder Beziehungsprobleme hat», beobachtet Franz Frey, Kreisarzt im Generalstab. Ein ähnlich zweideutiges Muster bei Plattfüssen: bei manchen «ein medizinischer Grund für Dienstuntauglichkeit», bei andern Rekruten, die sich zu Polizisten ausbilden lassen wollen und darum die RS absolvieren müssen, «no problem».

Aus der Schmerzzone wird eine Grauzone, gegen diesen Trend vermögen selbst harte Schweizer Militärverantwortliche nichts auszurichten. Etwas leiser klagt Beatrice Breiten-

moser, die öffentlich unbekannte Chefin des öffentlich unterschätzten 10-Milliarden-Werks IV: «Der ehemals klare Krankheitsbegriff wird zunehmend vernebelt.»

Depression wird zur Epidemie

Ins Auge sticht, dass nicht überall im Schweizerland die jungen Männer gleichermaßen handicapiert sind. Die Quote der Militärdienst-Untauglichen pendelt in Zentralschweizer Kantonen wie Zug oder Nidwalden um 15 Prozent, wogegen sie im Kanton Jura 30 Prozent, in Basel-Stadt 37 Prozent erreicht hat. Noch mehr ins Auge sticht, dass in der Invalidenversicherung ähnlich mysteriöse Unterschiede zum Vorschein kommen, und zwar zwischen den genau gleichen Kantonen. Das eine Extrem bildet Basel-Stadt, wo 8,7 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung eine IV-Rente beziehen, gefolgt vom Kanton Jura mit 7,3 Prozent; am anderen Ende stehen Nidwalden und Zug mit weniger als halb so vielen IV-Renten-Bezüglern, 3,5 und 3,6 Prozent der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter.

Aber was heisst das schon? Wer würde behaupten, dass die Basel-Städter so viel kränker sind, dass hier jeder Zwölfte eine IV-Rente bezieht, in Nidwalden nur jeder Dreissigste?

Alles ist relativ, besonders relativ aber sind Begriffe wie «malade» und «munter», «lahm» und «fit» geworden. Hochoffiziell sind nicht mal die besten Fachleute zu einem schlüssigen Urteil fähig. «Ein Mensch ist nicht entweder gesund oder krank, sondern immer mehr oder weniger gesund oder mehr oder weniger krank»: Psychologen und Psychiater halten sich an das «salutogenetische Gesundheitsmodell nach Antonovsky», erfunden 1979, mit Folgen über den heutigen Tag hinaus. «Jede vierte Frau und jeder fünfte Mann erkranken mindestens einmal im Leben an einer Depression», hat inzwischen eine ganz gewöhnliche FDP-Ständerätin aus Biel, Christine Beerli, erkannt. «Zurzeit scheint sich die Depression in der Schweiz zu einer Epidemie-ähnlichen Volkskrankheit zu entwickeln.» Das Schlimmste stehe uns erst bevor: «Offensichtlich übersehen die Hausärzte jede zweite Depression», schätzt Juristin Beerli.

Rein quantitativ holt das medizinische Fachpersonal allerdings auf. Die Zahl der Ärzte steigt konstant an, was laut Krankenkassen die konstant wachsenden Gesundheitskosten verursacht. Noch schlimmer steht Beatrice Breitenmoser von der IV da, denn sie muss auf eine sich multiplizierende Zahl von Psychiaterinnen

und Psychotherapeuten verweisen. Konkret: Hat die Zahl aller FMH-Ärzte mit eigener Praxis in den letzten fünfzehn Jahren um die Hälfte zugelegt, hat sich die Zahl der Psychiater und Psychotherapeutinnen mit eigener Praxis im selben Zeitraum mehr als verdoppelt, die Zahl der Jugendpsychiater mehr als verdreifacht.

Kritische Fragen sind tabu

Dass es auch bei der Psychiaterdichte krasse regionale Unterschiede gibt, überrascht wohl niemanden mehr. Noch weniger verwundert, welcher Kanton am einen Extrem steht: Basel-Stadt. Rein statistisch kommt hier auf alle 1500 Einwohnerinnen und Einwohner eine Psychiaterin oder ein Psychotherapeut mit eigener Praxis (ohne Jugendpsychiater). Damit werden die Baslerinnen und Basler von mehr professionellen Seelendoktoren behandelt als die übrigen Schweizerinnen und Schweizer von Zahnärzten (gut 1800 Einwohner pro Zahnarzt). Zählt man auch noch die Psychiater der Kliniken hinzu, insbesondere der renommierten PUK (Psychiatrische Universitätsklinik) Basel, kommt die Stadt am Rheinknie auf eine Versorgungsdichte, die weltrekordverdächtig ist.

Dicht hinter Basel folgt gleich Genf mit 2000 Einwohnern pro Praxis eines Psychiaters oder einer Psychotherapeutin. In Zürich kommt eine Praxis auf immerhin 3200 Einwohner, im Kanton Zug auf 16 800 Einwohner. Spiegelbildlich dazu gesellt sich die Wahrscheinlichkeit für

tiziert, unter der er von Anfang an gelitten hat. Eine ähnliche Botschaft zumindest verbreitet die Stiftung Pro Mente Sana: «...weil psychisches Leiden zum Leben gehört», wird man auf ihrer Internet-Seite begrüsst. Und Pro Mente Sana ist nicht irgendeine Organisation. Sie versteht sich als Pressure-Group von «über 70 000 Personen, die in der Schweiz eine Invalidenrente aufgrund einer psychischen Beeinträchtigung» beziehen.

Alles fliesst. Tabu ist nicht mehr das «Invalidsein», tabu werden allenfalls kritische Fragen zur zunehmenden Invalidisierung. Kein Politiker traut sich an dieses Thema, kein Arbeitgebervertreter, sogar die SVP fällt auf durch Berührungängste. Das ist erstaunlich, kostet die IV doch bereits zehn Milliarden Franken jährlich, ohne die IV-Ergänzungsleistungen gerechnet, die bald eine weitere Milliarde Franken jährlich ausmachen. Nächstens muss die Mehrwertsteuer um 0,8 Prozent erhöht werden, das ist beschlossene Sache, obschon alle Politiker wissen, dass diese Massnahme nicht genügen wird, die IV-Defizite wegzubringen. Doch wer bei den Invaliden sparen will, muss in einer «Arena»-Sendung gegen Rollstuhlfahrer antreten, als ob die Rollstuhlfahrer für die Kostensteigerungen verantwortlich wären. Also haben die Politiker auch erst ein einziges Mal seit 1960, der Gründung der IV, versucht, bei der IV zu sparen – vergeblich. Den (zweifelhaften) Vorschlag, die Viertelsrenten abzu-

beispielsweise auch politische Unruhen im Heimatland für Stress.

Das tönt ein bisschen wie die berühmte Frage nach dem Huhn oder dem Ei, aber das ist nicht der Fehler des Erwin Murer. Er beschäftigt sich halt mit der Invalidenversicherung, und dort gehören solche Fragen zum gewöhnlichen Alltag. Die Kriterien für Invalidität sind klar, aber theoretisch. IV-Chefin Breitenmoser unterscheidet fein zwischen «IV-relevanten» und «IV-fremden» Faktoren. «IV-relevant» ist eine Erwerbsunfähigkeit, wenn sie Folge eines «körperlichen, geistigen oder psychischen Gesundheitsschadens» ist. «IV-fremd» sind wirtschaftliche Ursachen wie eine schlechte Konjunktur. «IV-fremd» sind auch persönliche Gründe wie das Alter der Betroffenen, eine fehlende Ausbildung oder ungenügende Sprachkenntnisse. «IV-fremd» sind ferner soziokulturelle Faktoren wie Entwurzelung und mangelnde gesellschaftliche Integration.

Wenn der Wille fehlt

«In der Realität», gibt Beatrice Breitenmoser zu, «ist häufig ein Miteinander von IV-relevanten und IV-fremden Faktoren festzustellen.» Heikel seien etwa die Entscheide bei Alkoholikern oder Drogenabhängigen. Suchtabhängigkeit sei zwar eine Krankheit, aber sie verunmögliche nicht per se die Ausübung einer Erwerbstätigkeit. Tückisch auch viele Entscheide bei Ausländern: Was tun mit einem Bauarbeiter, der wegen Rückenbeschwerden nicht mehr auf dem Bau arbeiten kann, jedoch keine andere Arbeit findet, weil er quasi Analphabet ist, keine Ausbildung hat und sich kaum in der Landessprache verständigen kann? Was tun mit Leuten, die sich auf 500 Stelleninserate beworben haben, vergeblich, und deswegen verzweifeln? Was mit einer Person, die ganz einfach nicht mehr will?

«Der Mediziner hat abzuklären, ob diese Person wollen kann», antwortet Jus-Professor Erwin Murer kühl. «Und der Therapeut muss ihr dazu verhelfen, dass sie wollen will.»

An derart eindeutigen Aussagen scheitern allerdings sogar die Militärärzte. Achtzig Prozent der psychiatrisch Entlassenen haben in ihrem zivilen Leben «nie eine spezifische psychiatrische Betreuung» nötig. Also sind diese Betroffenen «nicht im eigentlichen Sinn psychisch krank», heisst es in einer Studie. «Die Betroffenen reagieren jedoch mit psychiatrischen Symptomen auf ausserordentliche Situationen, wie sie das Militär darstellt.»

Später im Leben gibt es immer wieder andere ausserordentliche Situationen, darunter auch ganz offensichtlich traumatisierende Ereignisse wie Unfälle und Verbrechen. Eine Vergewaltigung kann eine posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) und nebenbei auch noch Schuld-, Scham- und Minderwertigkeitsgefühle auslösen. In einem solchen Fall bejaht selbst der kritische Jurist Erwin Murer eine

Jeder kann den Arzt und den Psychiater so lange wechseln, bis er einen findet, der die Krankheit diagnostiziert, unter der er von Anfang an gelitten hat.

eine Person, IV-Rentner oder IV-Rentnerin zu werden: In Basel-Stadt beträgt sie wie gesagt 8,7 Prozent, in Genf 5,5 Prozent, im Kanton Zürich 4,4 Prozent, in Zug 3,6 Prozent.

Man kann diese Entwicklung natürlich auch positiv sehen. «Psychiatrische Erkrankungen sind in der Gesellschaft kein Tabuthema mehr», stellt Beatrice Breitenmoser nüchtern fest. «Folgerichtig wirkt heute eine Invalidität aus psychischen Gründen weniger stigmatisierend als früher.» Gleichzeitig löst sich das Rätsel auf, warum sich in der IV alle Zahlen alle zehn bis zwölf Jahre verdoppeln. Die Leute werden nicht kränker. Die Zunahme der Fälle kommt vielmehr davon, «dass immer mehr Aspekte der Lebensqualität mit medizinischer Terminologie erfasst und mit medizinischen Methoden angegangen werden». Beatrice Breitenmoser nennt's eine «Medizinalisierung des Lebens», die sich auf das Verhalten der Versicherungen auswirke. «Die Medizinalisierung bedeutet Delegation von Verantwortung an die Medizin.»

Oder polemisch gesagt: Richtig gesund bin ich heute erst dann, wenn ich zu meinen Gebrechen stehe. Ausserdem leben wir in einer freien Gesellschaft mit freier Arztwahl. Jeder kann den Arzt und den Psychiater so lange wechseln, bis er einen findet, der die Krankheit diagnos-

schaffen, lehnte das Volk mit siebzig Prozent Nein wuchtig ab.

Ein einsamer Experte nur zieht fleissig durch die Lande und gegen die herrschende «politische Korrektheit» vom Leder. Erwin Murer heisst er, ein kritischer Jurist im Rang eines Professors an der Universität Fribourg, hält Vortrag um Vortrag, analysiert die «rententreibenden Faktoren», schreibt Aufsätze, manchmal zusammen mit Psychiatern, und zeigt mit dem Finger immer und immer auf denselben wunden Punkt: auf die «Kategorien unklarer Kausalität», bei denen die ewig gleichen «unspezifischen Symptome» geschildert würden wie «Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Konzentrationsstörungen, Schwindel, Müdigkeit».

Selbst Erwin Murer aber ist ein anständiger Mann. Er würde die Betroffenen nie als «Hypochonder», «Simulanten», «Schmarotzer» hinstellen. «Die Versicherten leiden tatsächlich», attestiert ihnen der streitbare Professor. Fraglich sei einzig, ob diese Symptome auf eine Gesundheitsschädigung zurückzuführen seien oder ob nicht eine «Stresssituation» Ursache der Invalidität sei. Oft stünden am Ausgangspunkt familiäre Probleme, etwa eine Scheidung, Unsicherheiten am Arbeitsplatz, Sprachschwierigkeiten, und bei Ausländern sorgen

«Adäquanz». Dasselbe attestiert er einem 48-jährigen SBB-Lokführer, nachdem er einen auf dem Geleise liegenden Selbstmörder überfahren hatte, in der Folge eine «ausgeprägte Phobie vor dem Führen von Lokomotiven» entwickelte, den Beruf wechseln musste und eine Lohn-einbusse erlitt.

Anders der Fall eines 32-jährigen Lastwagenfahrers, der nach einem Unfall die Führerkabine selbständig verliess, kreidebleich, und seither über «Rückenschmerzen» klagte. Aus-

wirbelsäule (HWS), den umgebenden Weichteilen oder dem Hirn nachgewiesen werden könnte. Trotzdem ist gemäss offiziellen Urteilen des Eidgenössischen Versicherungsgerichtes das HWS-Distorsionstrauma «erfahrungsgemäss geeignet, psychische Fehlentwicklungen auszulösen». Damit öffnet sich ein weiteres Feld von Huhn-Ei-Fragen – mit verdächtigen regionalen Abweichungen: «In unserer Agentur in Basel werden rund achtmal mehr Schleudertraumen gemeldet als in Genf», sagt Willi Morger, Suva-

Für eine Dauerkontroverse sorgt das berühmte Schleudertrauma, das nach wenigen Wochen meistens wieder abklingt, in wenigen schweren Fällen aber chronisch wird.

ser einer Wirbelfraktur wurde nichts organisch Objektivierbares gefunden. Die psychiatrischen Abklärungen ergaben aber, dass der Mann, eine «selbstunsichere, kompensatorisch extrem leistungsorientierte, infantile Persönlichkeit», tatsächlich litt. Nur soll das nichts mit dem Unfall zu tun gehabt haben. Kurz zuvor wurde bei ihm eine Sterilität infolge geringer Spermienzahl nachgewiesen, seine Frau erwog die Scheidung – und das Eidgenössische Versicherungsgericht in Luzern lehnte den Invaliditätsfall ab.

Für eine Dauerkontroverse sorgt das berühmte Schleudertrauma, das nach einigen Wochen meistens wieder abklingt, in einigen wenigen schweren Fällen aber chronisch wird. Allerdings ohne dass dies pathologisch an der Hals-

Geschäftsleitungsmitglied. Erklären lassen sich solche Differenzen allenfalls durch kulturelle Faktoren. Romands haben ein unverkrampfteres Verhältnis zum Automobil, womöglich äussert sich das bis zur Unfallverarbeitung.

«Tendiert unser Sozialversicherungssystem zur Invalidisierung?», lautete der Titel einer Tagung in Luzern, an der Erwin Murer erneut gegen die herrschende «politische Korrektheit» ankämpfte und das Wort «Invalidisierung» durch «Psychiatisierung» ersetzte. Der Jurist konnte die ökonomischen Anreizeffekte zwar auch nicht beziffern, aber Murer war sich sicher, «dass sehr viel Geld ausgegeben wird für Fälle, in denen kein wirklich invaliditätsrelevanter Gesundheitsschaden zugrunde liegt». Ökonomen

haben sich bisher nicht in diese Diskussion eingemischt. «Ein interessantes Thema!», meint Jürg H. Sommer, der Sozialversicherungsexperte der Universität Basel. Aber auch er verfügt über keine Gewissheiten, nur über eine dumpfe Ahnung: «Problematisch scheint mir die stark steigende Zahl an jüngeren IV-Rentnern, die auf vagen psychischen und psychosomatischen Störungen beruht.»

Die IV-Rente, so tief wie die AHV-Rente, maximal 2110 Franken im Monat für Vollinvaliden, ist sicher kein Anreiz, sich invalid schreiben zu lassen. Im Gegenteil, muss doch jeder vierte IV-Rentner noch eine IV-Ergänzungsleistung beantragen. Sind die Betroffenen zusätzlich bei einer Pensionskasse versichert, sieht die Lage besser aus – oft unabhängig davon, wie viele Beiträge sie effektiv einbezahlt haben. Drei Viertel der Pensionskassen nämlich halten sich im Invaliditätsfall an fixe Leistungsziele (zum Beispiel: sechzig Prozent des versicherten Lohns). Haben die Betroffenen zudem Kinder in Ausbildung, gibt's neben den Kinderrenten der IV auch noch solche von der Pensionskasse. Damit dürften viele Versicherte das Rentenmaximum erreichen, das mit neunzig Prozent des mutmasslich entgangenen Lohns definiert ist, was zweifellos eine stattliche Rente darstellt. Dieses Neunzig-Prozent-Maximum wiederum erreichen fast alle Invaliden, die eine Berufsunfallversicherung haben und ihre Erwerbsunfähig-

keit auf einen Unfall zurückführen können. So wird neben der IV-Rente eine Invalidenrente der Unfallversicherung fällig (achtzig Prozent des versicherten Lohns). Zurzeit richtet die staatliche Suva 76 000 Invalidenrenten aus. International beachtlich sind vor allem die Kosten der Berufsunfallversicherung insgesamt: In der Schweiz betragen sie 1,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts, im Durchschnitt der OECD 0,35 Prozent. Man darf das nicht als Vorwurf verstehen, sondern als Beweis dafür, dass sich auch Leute, denen es dreckig geht, rational verhalten. Sie versuchen, die Rente dort abzuholen, wo sie am höchsten ist.

Attraktive IV-Rente

Nur: Allmählich rumort es. Nicht bei den Unfallversicherern, sondern im Gebälk der Pensionskassen. Sie haben nämlich noch weniger juristischen Handlungsspielraum, müssen die Entscheide der IV-Stellen übernehmen und fühlen sich, wie Beat Conrad von den Allianz-Versicherungen ausführt, «am Gängelband der IV». Logische Folge ist eine parallele Entwicklung der Zahlen, die sich alle zehn bis zwölf Jahre verdoppeln. 1992 bezahlten die Pensionskassen 60 597 Invalidenrenten aus, 2000 waren es 105 408, neuere Zahlen gibt es nicht, aber die Wirkungen sind spürbar. Inzwischen mussten in vielen Fällen die Lohnprozente für Risikobeiträge erhöht werden, teilweise massiv, nur

gibt es dazu keine Statistiken. Am stärksten leiden wohl kleine Handwerksfirmen.

Es ist unglaublich, aber wahr: Niemand in der Schweiz ist an der vollen Kostenwahrheit über die Invalidisierung interessiert. Das hat System. Bis vor kurzem haben Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein gemeinsames, aber gefährliches Spiel getrieben. Abzulesen ist das etwa in den tiefroten Bilanzen der Pensionskasse der SBB, wo früher «ein Teil der vom Arbeitgeber initiierten vorzeitigen Pensionierungen durch «Invaliditätsfälle» gelöst wurde». So steht es hochhoffiziell in einem Revisionsbericht von Atag Ernst & Young. Ein Skandal, aufgedeckt von der nationalrätlichen Geschäftsprüfungskommission. Aber von links bis rechts schauen die Politiker weg.

Oskar Leutwiler, Pensionskassenexperte bei Pricewaterhouse Coopers, schildert das Prinzip so: «In Zeiten der Hochkonjunktur versucht jeder Arbeitgeber, jeden Arbeitnehmer zu beschäftigen. Kommt es aber zur Krise, meldet der Arbeitgeber gesundheitlich Angeschlagene als invalid.» Medizinischen Gutachten vertraut der studierte Mathematiker Leutwiler kaum: «Rückenschmerzen oder psychische Krankheiten, etwa Angstzustände, können auch vorgetäuscht werden.» Es sei einfach eine Tatsache, dass steigende Sozialleistungen rententreibend wirken: «Je höher das gesamte Ersatzinkommen, desto interessanter ist es, krank zu sein.»

Die IV-Rente, ergänzt durch eine Pensionskassenrente, ist oft attraktiver als die Arbeitslosenversicherung, die lediglich siebzig Prozent des Lohns auszahlt, begrenzt auf 400 Tage. «Verständlicherweise», meint Pensionskassenexperte Leutwiler, «versuchen Arbeitslose gelegentlich, ihre Existenz mit einer Invalidenrente aufzubessern.» Fachleute sprechen von «latenten Invaliditäten» und meinen Gesundheitsschäden, die in Zeiten guter Konjunktur nicht geltend gemacht werden, weil ja auch niemand deswegen erwerbslos wird, bei Ausbruch einer Rezession dann aber nachgemeldet werden – zu Recht.

«Wer nicht mehr funktioniert, fliegt raus», übertitelte der *Tages-Anzeiger* einen Artikel über die «rasant» steigende Zahl der IV-Rentner. Dieser Titel sei falsch, korrigiert ein Mann der Praxis, Andreas Dummermuth von der IV-Stelle in Nidwalden, dem Kanton mit der tiefsten IV-Quote. «Wer nicht mehr funktioniert, fliegt nicht raus, sondern anderswohin.»

Dabei stellt die IV-Stelle nur das Ende einer langen Kette dar: In der Regel wird ein Patient zunächst vom Hausarzt «arbeitsunfähig» geschrieben, dann an den Spezialisten weitergereicht. Finanziell getragen wird der Fall in den ersten beiden Jahren meist von der Krankentaggeldversicherung. «Nach einer Arbeitsunfähigkeit von sechs Monaten beträgt die Chance, in die Arbeitswelt zurückzukehren, gerade noch

fünfzig Prozent», weiss ein anderer Mann der Praxis, René Kramer von der Krankenkasse Helsana. Bis die IV einen Fall zu Gesicht bekommt, ist es also oft schon zu spät. Trotzdem wird die IV alles tun, um die Betroffenen mit besonderen Massnahmen wieder in den Arbeitsmarkt zurückzubringen. «Eingliederung vor Rente!» lautet dazu das politische Schlagwort.

Mehr Mediziner finden mehr

Gelingt das nicht, kann die IV auch nicht mehr tun, als die ärztlichen Gutachten dahingehend zu begutachten, ob die Ausrichtung einer IV-Rente gerechtfertigt ist. Die Ärzte der IV-Stellen selber dürfen Patienten nicht eigenhändig untersuchen. Dieser Punkt – immerhin – wird nun geändert. Mit der vierten IV-Revision dürfen die IV-Stellen eigene regionale ärztliche Dienste einrichten, was die «Vereinheitlichung der Beurteilung von medizinischen Anspruchsvoraussetzungen für alle Versicherten» ermöglichen soll. Ob damit Kosten gesenkt werden, ist ungewiss. «Je mehr Mediziner je mehr suchen, desto mehr werden sie finden», meint der Mann der Praxis, Andreas Dummermuth von der IV-Stelle in Nidwalden. Lehnt die IV am Ende eine Rentenzahlung ab, fliegen die Betroffenen noch immer nicht «raus». Für solche Fälle bieten unzählige Juristinnen und Juristen ihre Dienste an. «Die IV ist die einzige Sozialversicherung, die auch private, gemeinnützi-

ge Rechtsberatungsstellen für Behinderte finanziert», so IV-Chefin Beatrice Breitenmoser.

Das Netz ist feinmaschig, es verstreicht viel Zeit, aber je länger es dauert, umso wahrscheinlicher wird das Ende: die IV-Rente. Sozusagen die staatlich anerkannte Einschränkung der Erwerbsfähigkeit. Eine «Einschränkung», die «voraussichtlich bleibend» sein muss oder «zumindest für längere Zeit ganz oder teilweise bestehen» muss, wie es in den Paragrafen heisst.

Und niemand fragt: Wie wirken solch endgültige Urteile auf die Psyche von Menschen, die psychisch bereits belastet sind?

Ein einziger der vielen Psycho-Experten hat nach Antworten gesucht. Niklas Baer von der Psychiatrieplanung des Kantons Baselland führte achtzig Interviews mit Betroffenen und Angehörigen, soeben erschien seine Studie unter dem Titel «Diskriminiert». Dieser Titel muss als Angriff auf die zunehmende Invalidisierung verstanden werden. «Die Ausgrenzung verschlechtert die Lebensqualität von psychisch Kranken entscheidend», hat Niklas Baer erfahren. Dabei ist er sich nicht mal so sicher, ob die Arbeitswelt heute für psychisch Kranke «tatsächlich nachteiliger» sei als noch vor zehn, zwanzig Jahren. «Sie ist zwar straffer geworden, aber handkehrum auch flexibler.» Interessant ist eine weitere Einschätzung, die Baer ausgerechnet gegenüber der *Basler Zeitung* aussprach: «Man kann nicht davon ausgehen, dass

es heute viel mehr psychisch Kranke gibt. Ich bezweifle jedenfalls, dass das Leben früher generell besser war. Aber psychisch Kranke nutzen heute die vorhandenen Angebote besser.» Das sei eine «Chance», meint Fachmann Baer – sofern seine Kollegen die Leute nicht einfach invalid schreiben.

Beatrice Breitenmoser, die IV-Chefin, bleibt realistisch: «Ich sehe keine Anzeichen dafür, dass sich die Zunahme der IV-Rentnerinnen und -Rentner aus psychischen Gründen in mittlerer oder längerer Frist deutlich verringert.»

Zum Thema:

Niklas Baer: Diskriminiert. Psychiatrie-Verlag, Bonn 2003

Markus Buri: IV-Statistik 2002.

Bundesamt für Sozialversicherung, Bern 2002

Franz Frey: Medizinische Entlassungen aus der RS.

Gst-i 3/2002, Bern

Claudia Illés, Thomas Abel: Psychische Gesundheit.

Schriftenreihe der SGGP No. 68. Bern 2002

Bernd Marin, Christopher Prinz: Facts and Figures

on Disability Welfare. A Pictographic Portrait

of an OECD Report. European Centre Vienna, 2003

Erwin Murer (Hg.): Psychische Störungen

und die Sozialversicherung. Stämpfli, Bern 2002

Christopher Prinz (Hg.): European Disability Pension

Policies. 11 Country Trends.

European Centre Vienna, 2003

Laudatio

für den Artikel
von
erschienen

Ein Volk von Invaliden
Markus Schneider
in der Weltwoche Nr. 17 vom 24. April 2003

«Ein Volk von Invaliden» – ohne Fragezeichen. Der Titel – eine Hyperbel, eine fette rhetorische Übertreibung? Auf den ersten Blick schon. Nur eben: Würden wir Markus Schneiders Zahlen und Trends extrapolieren, könnte das Schweizer Volk sehr, sehr viel später tatsächlich aus Invaliden bestehen. Es sei denn, die Politik korrigiert den Trend.

Genau darum geht es ja. Die alarmierende Zunahme der arbeits- oder dienstuntauglich geschriebenen Menschen ist ein halbverdecktes Thema. Alle ahnen, dass da etwas nicht stimmt; wenige wussten Genaueres. Schneider hat die Mauer der gutmenschlichen Scheu vorsichtig abgetragen. Drei Wochen hat er recherchiert, ein Dutzend Experten befragt, sechs Bücher durchgeackert. Das Ergebnis verpackte er in die schlichte journalistische Form des analysierenden Berichts. Dieser hat heute, in einer Ära der Plauder-Kolumnen und der hämischen Personality Storys, wenig Kollegenprestige. Schneider beweist: zu Unrecht.

Ein nüchterner Bericht also, gut aufgebaut, flüssig geschrieben, mit kaum einem wertenden Adjektiv. Nur die eine Hypothese scheint auf: Jetzt müsste etwas geschehen; was, sagt Schneider nicht. Hier reden Experten. Die Sendung «Rundschau» hats fernsehgerecht anders gelöst: Betroffene kamen zu Wort, merkwürdig ungreifbare Fälle, Kopfweg beim Aufstehen, Magenweh nach dem Essen, zügig eine IV-Rente.

Beide Perspektiven können aufrütteln. Markus Schneiders Bericht zeitigte jedenfalls Wirkung. Einige Wochen später lancierte Christoph Blocher seine schrille Attacke auf die «Scheininvaliden». Offenbar sagte er Chefredaktor Köppel, der ihm bekanntlich nicht allzu fern steht, der «Weltwoche» - Bericht habe ihn, Blocher, mit inspiriert. Die WoZ geisselte Schneider dafür.

Ich schwöre: An Schneider lags nicht. Dass er gut ist, hat sich übrigens herumgesprochen. Vor einem halben Jahr empfing er in opulentem Gala-Rahmen den Georg von Holtzbrinck-Preis für Wirtschaftsjournalismus. Bei unserm Kleinpreis gehts frugaler zu, lieber Markus Schneider. Aber er kommt mit dem Respekt kollegialer Nähe und von Herzen.

Peter Studer

Der Zürcher Journalistenpreis 2004

wird

Herrn Jean-Martin Büttner

für seinen Artikel

Was er als Stil betrieb, ist heute eine Marke

erschienen im Tages-Anzeiger vom 19. September 2003

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2004

Die Jury:



Andreas Isenschmid



Barbara Bürer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Was er als Stil betrieb, ist heute eine Marke

Niklaus Meienberg starb vor zehn Jahren. Was bleibt von seinem Journalismus übrig? Erstaunlich viel im Ansatz, erstaunlich wenig in der Umsetzung.

Von Jean-Martin Büttner

Er war noch nie so tot wie heute. Zehn Jahre nachdem Niklaus Meienberg sich im verhassten Oerlikon einen Plastiksack um den Kopf band und dann still verstarb, erstickt an sich selber und an den unverrückbaren Verhältnissen, scheint er zur historischen Figur zu versteinern.

Ein paar Anthologien sind noch erschienen, unveröffentlichte Gespräche wurden nachveröffentlicht, ein anständiger Film wurde über ihn gedreht und eine sorgfältige Biografie verfasst: eine Geliebte versuchte sich als Enthüllungsliteratin, zwei junge Theatermacher persiflierten ihn als barmherzigen Wüterich.

Am meisten hätte ihn wohl gefreut, dass Kaspar Villiger ihn und andere im Zuge der Bergier-Berichte rehabilitierte. Meienberg sei kein Freund von ihm gewesen, sagt Villiger heute. Dennoch verteidigte er manchmal auch jene, die ihn ärgerten: «Ich bin stolz darauf, dass man mich in diesem Land ärgern darf.»

Nicht blindwütige Bewunderung

Auch die Medien rissen sich zueinander um seine Texte, immer mehr wollten ihren «Meienberg-on-the-Rocks», wie er es nannte. Nur galt das Interesse dem Alleinunterhalter und Tanzbären, nicht dem Grübler und Hervorgrübler, ein Missverständnis, zu dem er selber beitrug.

Er habe auf Auseinandersetzungen gehofft, auf Argumente und Gegenargumente, schrieb Meienberg kurz vor seinem Tod – «nicht auf heftige Bewunderung oder blindwütige Ablehnung». Titel des unveröffentlichten Textes, eines Briefs an die Familie vom 20. August 1993, einen Monat vor dem Freitod: «Ein paar Gründe für das Aufhören». Der Text liest sich wie der Abschied eines Verbitterten, der sich, bis zuletzt, im eigenen Land diffamiert oder ignoriert vorkam.

Ersteres war leicht zu belegen, schon durch eine damals erschienene zweiseitige Abrechnung in der NZZ, die NM tief verletzte. Dass er selbst unablässig den Respekt jener einforderte, über die er mit voller Wucht herzog, gehört zu seinen vielen ungelösten Widersprüchen. Niklaus Meienberg, schreibt seine Biografien Marianne Fehr, sei ein Boxer mit Glaskinn gewesen.

Big zuletzt kam er sich diffamiert vor oder ignoriert. Heute stimmt Letzteres.

Heute diffamiert ihn keiner mehr, sogar die Historiker zollen ihm Anerkennung (vgl. Kasten). Das hätte ihn aber nicht getröstet. Denn mit der Diffamierung verschwand das Interesse. Manche seiner brillanten Ausfälle muten beim Wiederlesen historisch an, nicht weil die Fragen veraltet wären, die er stellt, sondern weil die Antworten schwieriger geworden sind. Die Verhältnisse lassen sich heute

nicht mehr so klar benennen. Niklaus Meienberg, der heissblütige «Stürmische», profitierte vom Frontverlauf des Kalten Krieges.

Wütig-zärtliche Sprache

Das mag erklären, warum sich seine Texte mehr als Erinnerung denn als Aufforderung lesen. Auch Erich Hackl spricht in einem neuen Text über NM vom «rasanten Verlust der Gegenwartigkeit», von der Angst also, «dass einem einer abhanden kommt». Es stimmt: Kein Journalist und keine Journalistin pflegt mehr einen dermassen wütig-zärtlichen Umgang mit der Sprache, keiner betreibt dermassen unverfroren solche Undercover-Recherchen, niemand ruft mehr in seinen Tonalitäten und mit seiner Sprachwucht über die Untertägigen, Aufgestiegenen und Obengebliebenen aus. Wie Meienberg in seinem Brief an die Familie notierte: «Man ist als Schreibender nichts wert, höchstens ein Unterhaltungswert. Diskussionen wird aus dem Weg gegangen. Debatten auch. Wenn man schlecht schreibt, wird man nicht gelesen, wenn man gut schreibt, gilt man als unseriös.»

Stimmt das noch? Die Verhältnisse sind komplizierter. Das merkt man schon den Produzenten an, für die NM am häufigsten geschrieben hatte: der «Weltwoche», dem «Magazin» und der «Wochenzeitung». Dass er die beiden Ersten am Ende ungeniessbar fand und die WoZ «immer noch das Beste», heisst gar nichts. Seine Zuneigung war immer so gross wie der Nutzen, den er daraus ziehen konnte.

Ohne Frage hat sich der Journalismus seit Meienbergs Tod stark verändert. Die «Weltwoche» hätte er nicht mehr erkannt und sich im «Magazin» nicht mehr erkannt. Bei der «Wochenzeitung» würde ihn schon die Aufmachung erstaunen. Am meisten überrascht hätte ihn aber, was aus den Formulierungen geworden ist, die er an den Journalismus stellte: viel im Ansatz, wenig in der Umsetzung.

Es ist unbeliebt, über die Arbeit von Kolleginnen und Kollegen zu schreiben, oft kommt es schäbig heraus oder rechthaberisch. Erstrecht von einer Zeitung, die Meienberg mit Schreibverbot belegt hat. Aber es lässt sich nicht immer vermeiden. Unpolemisch kann man festhalten: Aus dem derben und dann wieder ziselierten Aufklärungsjournalismus des Niklaus Meienberg ist ein hochprofessioneller Inszenierungsjournalismus geworden, der virtuos mit Personen, Kulissen und Dramaturgie hantiert. Der die gut geschriebene Geschichte der gut gemeinten Ideologie vorzieht; und der nicht mehr erziehen und politisch formen, sondern möglichst geistreich unterhalten will. Das ist auch ein Gewinn. Vor allem das «Magazin» und die «Weltwoche» funkeln mit glänzend geschriebenen, auch kritischen Porträts und Reportagen und Glossen, die ohne Didaktik, wenn auch meistens ohne Dialektik operieren.

Beiden Zeitschriften wird in der linken Medienszene Zeitgeistjournalismus vor-



Von den Gründen für das Aufhören: Niklaus Meienberg im Oktober 1992.

geworfen, aber der Vorwurf greift zu kurz, die Vielfalt der Themen und Zugänge ist zu gross. Auch hat die Sprache dieser Publikationen nichts mit der «glatten Schreibe» zu tun, die Meienberg beim «Spiegel» diagnostizierte. Der Anspruch ist auch verschieden. Beim «Spiegel» funktioniert die Sprache als Flussband, das die Fakten transportiert, «vakuumverpackt», wie Meienberg es nannte. Bei der «Weltwoche» und auch der «Wochenzeitung» werden die Fakten häufiger mit Meinungen glasiert und dadurch flutschig gemacht; das ist toll zu

lesen, aber mitunter schwer nachzuprüfen.

Das «Magazin» schliesslich macht brillant vor, was auch Tageszeitungen immer häufiger, wenn auch ungenau, probieren: die systematische Personalisierung und Ereignisberichterstattung, die alle tieferen Widersprüche in Handlung auflöst und das Politische beschreibend zum Verschwinden bringt. Niklaus Meienberg hatte es darauf angelegt, gesellschaftliche Strukturen an den Menschen zu beschreiben, die von ihnen durchdrungen sind. Die Durchdringung ist den Beschreibungen abhanden gekommen.

Der Autor und sein Ich

Das ist eine Frage des Berufsverständnisses. Obwohl Meienberg mit Handlungen und Zitaten recht freihändig umging, verstand er sich als Reporter. Manche seiner jüngeren Berufskollegen scheinen gleich den «postjournalistischen» Zustand des Autors anzustreben. Das sagt Roger Köppel, der als Chefredaktor des «Magazins» und der «Weltwoche» zur Entwicklung beigetragen hat. «Wenn einer sich als Autor empfindet», sagt er heute, «droht er sich als Journalist abhandeln zu lassen.» Dennoch spricht Köppel gerne vom Stil als «Brand», als Marke. Der Begriff ist präzise: Der Stil drückt keine Haltung aus, sondern preist sich als Ware selber an.

Damit rückt der Autor ins Zentrum seines Schreibens, und wo Autoren schreiben, ist das Ich nicht weit. Auch Meienberg hatte auf dem subjektiven Zugang zur Sache bestanden, er betrieb Journalismus mit Ganzkörperinsatz, liess sich bisweilen, bemunghlos von seinen Vorurteilen leiten, vergass aber nicht den Blick nach aussen. Dieser Blick scheint bei einigen seiner Kollegen durch Spiegelblicke verstellt. Subjektivität droht zum Selbstzweck zu werden, der Anlass zur Kulisse.

Man merkt das in Kriegsberichten der «Weltwoche», in Selbstversuchen und anderen Eitelkeiten beim «Magazin» und in den ausgebreiteten Fantasien beziehungsweise Bekanntschaften, mit denen sich einzelne Mitglieder der «Wochenzeitung» ihrer Rentenzuversicherung. Für den kleinsten frechen und unabhängigen Gedanken, schrieb NM in seinem Abschiedsbrief, werde man hier zu Lande «bestraft oder in die Wüste geschickt». Heute wird man begeistert publiziert. Es ist nicht einfach, vierfarbig wütig zu werden.

* Klemens Renoldner: «Hagenwil-les-deux-Eglises. Ein Gespräch mit Niklaus Meienberg» mit einer Einführung von Erich Hackl. Zürich, Limmat-Verlag.

Laudatio

für den Artikel **Was er als Stil betrieb, ist heute eine Marke**
von **Jean-Martin Büttner**
erschienen im Tages-Anzeiger vom 19. September 2003

Es gibt schlechte Artikel, gute Artikel und sehr gute. Und dann gibt es noch die doppeltgezwirnten; sie sind die Spezialität von Jean-Martin Büttner. Denn ein durchschnittlicher Artikel von Jean-Martin Büttner erfüllt nicht nur die Kriterien eines sehr guten Artikels, was doch immerhin schon einnehmend wäre. Er ist also nicht nur gut gebaut, klar gedacht, reich an Fakten und stark an Gründen. Nein, bei einem Büttner-Artikel läuft durch den Text noch ein zweiter Faden. Er ist schwer zu bestimmen, aber leicht wahrzunehmen. Wir alle nehmen ihn wahr und lassen uns von ihm leiten, wenn wir ganz gewohnheitsmässig jeden Artikel von jmb. lesen, nicht etwa weil das Thema sonderlich interessant wäre, der arme Mann schreibt ja im Department Home News, wie der Engländer sagt, sondern ganz einfach, weil er die Büttnerschen Zusatzgenüsse verspricht: Wörter, die etwas besser gewählt sind als üblich, Kurven, die etwas schärfer gefahren werden als erlaubt, aber Büttner-Pneus halten, Vergleiche, die die Sache anregend illuminieren, und in allem Rhythmus, leise Sprachmusik, nicht zu viel und nicht zu wenig.

Aha, mögen Sie jetzt denken, der Laudator will sagen, Büttner sei ein Schönschreiber, eine sogenannte Edelfeder. Das liegt mir aber ganz fern. Ich will hier niemanden beleidigen und schon gar nicht Jean-Martin Büttner. Der Artikel, für den wir ihn auszeichnen, handelt nämlich genau vom Unterschied zwischen der Schönschreiberei der Edelfedern und gut geschriebenem Journalismus à la Büttner. Vom Unterschied zwischen dem «Aufklärungsjournalismus» und dem «Inszenierungsjournalismus», vom Unterschied zwischen dem «Stil als Brand, der sich selbst als Ware anpreist» und dem «Journalismus mit Ganzkörpereinsatz», dessen Stil eine Haltung ausdrückt und durchdringend ist statt flutschig. Vom Unterschied zwischen einem Stil, der aus Persönlichkeit kommt, wenn auch einer, die sich auszudrücken weiss, und einem Stil, der mehr aus Eitelkeit kommt, auch einer, die sich auszudrücken weiss.

Büttner handelt das alles, zehn Jahre nach Meienbergs Tod, am Unterschied zwischen Meienbergs Schreibe und der heutigen der Weltwoche und des Magazins ab. Es wäre leicht übertrieben zu sagen, dieser Meienberg-Artikel sei zugleich ein verdecktes Selbstportrait des jmb. Aber eine diskrete und zugleich bestimmte Selbstverortung ist es schon. Und dazu ein Artikel, der die Büttnerschen Zusatzgenüsse nicht nur enthält, sondern uns auch ein Stück weit in deren Geheimnisse einweicht. Genau das richtige Stück, um Jean-Martin Büttner den Preis zu geben, den er schon längst und mehrfach verdient hat.

Andreas Isenschmid

Spenderliste

Verschiedene Institutionen, Behörden und Unternehmen unterstützen den Zürcher Journalistenpreis grosszügig. Ohne ihre tat- und finanzkräftige Mithilfe könnte der renommierte Preis nicht ausgerichtet werden.

In erster Linie danken wir dem Gründer des Zürcher Journalistenpreises, dem Zürcher Presseverein (ZPV), für den namhaften jährlichen Beitrag, mit dem die Kosten für Administration und Organisation weitgehend gedeckt werden können.

Ebenso bedanken wir uns beim Stadtrat von Winterthur, der Winterthurer Regionalzeitung «Der Landbote» und dem hiesigen Blumenhaus Münzgasse für ihre grosszügige Unterstützung bei der erstmaligen Durchführung der Preisverleihung in Winterthur.

Was wäre ein Preis ohne Preisgelder? Unser besonderer Dank für die Spenden, die alle und vollumfänglich der Preissumme zugute kommen, geht an folgende Firmen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge):

Tamedia AG, Zürich
Orange Communications SA, Lausanne
UBS AG, Zürich
Ringier AG, Zürich
Credit Suisse Group, Zürich
Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG, Kilchberg
Novartis International AG, Basel
Unaxis Management AG, Pfäffikon
Bank Leu AG, Zürich
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, Zürich
IBM Schweiz, Zürich
Jean Frey AG, Zürich
Johann Jacob Rieter-Stiftung, Winterthur
Maxon Motor AG, Sachseln
Publicitas S.A., Lausanne
Rentenanstalt / Swiss Life, Zürich
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Denner AG, Zürich
Electrolux AG, Zürich
FIFA, Zürich
Karl Steiner AG, Zürich
Orell Füssli Wirtschaftsinformationen AG, Zürich
PricewaterhouseCoopers, Zürich
Telekurs Holding AG, Zürich
Waser Bürocenter AG, Buchs
Ziegler Druck- und Verlags-AG, Winterthur
Spross GA-LA-Bau AG, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Swissmill Zürich Rivaz, Zürich

Administrative Angaben

Jury

Andreas Isenschmid (Präsident)
Barbara Bürer
Dr. Esther Girsberger
Dr. Felix E. Müller
Dr. Peter Studer

Stiftungsrat

Dr. Christoph Born (Präsident)
Dr. Yvonne-Denise Köchli
Manuela Nyffenegger

Geschäftsstelle

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Monika Menne
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen

Tel. 01 / 750 29 68
Fax 01 / 750 29 43
E-Mail: zjp@dplanet.ch

Bankkonto

UBS AG
Postfach
8098 Zürich

Konto 230-208.241.40J
Stiftung Zürcher Journalistenpreis